Thüringer Naturen.

Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen

von

Otto Ludwig

aus Eisfeld.

I. Band.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn und Comp.

1857.

Die

Heiterethei und ihr Widerspiel.

Zwei Erzählungen

von

Otto Ludwig.

I. Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn und Comp.

1857.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Die Heiterethei.

Geschrieben im Jahr 1854.

„Auch zum Gründer Markt, Dorle?"

„„Noch e' Bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Factor? Und dann gebt's schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nöthig wär'. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht.""

„Was das für ein Haſtigthun iſt!" ſagte die Wirthin, vor deren Thür dieſes Geſpräch Statt fand. „Man ſollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erſt Mädle. Na, ich bin auch eins geweſt, und nicht das langſamſt'; aber Zeit zum Athemholen hab' ich mir alleweil noch gegönnt."

„„Ihr ſeid auch ein Mädle geweſt?"" fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirthin war eine jener Geſtalten, die man ſich nicht jung denken kann. Die umherſtehenden Männer brachen in ein

Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'."

„„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr,"" sagte die Wirthin. „„Kann sein, daß was da ist für den Herrn Factor."" Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirthshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren herab und, verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf, fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?"

„Einen Mann," lachte der Schmied.

„„Einen Schmied,““ entgegnete das Mädchen ernsthaft. „„Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirthshaus einkehren sollen.““

„Die Schneider nicht?“ fragte der Schneider fast neidisch.

„„Auch,““ sagte das Mädchen; „„nicht wegen der Wirthshäuser, nur, daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläſ't.““

„Du mußt den Holder-Fritz frei'n,“ hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchthurm von der Kirch' und zur Stadt hinaus.“

„„Das käm' zu spät,““ sagte das Mädchen ruhig. „„Bis dahin habt ihr ihn hinausgehustet.““

„Wo stellt ihr ein auf dem Markt, Annedorle?“ fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns.“

„„Ihr werdet wohl einen brauchen, der euch führt,““ sagte das Mädchen; „„ich nicht.““

Die Wirthin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub' ich,“ sagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht drauf ankommen, so

kriegt ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin."

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkührlich sahen ihr Alle nach.

„Immer heiter", hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„„Dafür heißt sie auch die Heiterethei,"" lachte die Wirthin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: „Man sollt' doch Keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt'. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn man nur den Namen hört', wie der Mann beschaffen ist. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber."

„„Da sorgt ja,"" sagte der Schmied, „„daß ihr einmal eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst Niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Apart's an sich hat, dem braucht's nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal.""

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war,

wenn es auch das Lachen der Uebrigen nicht verrathen hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders, als den „Jung". Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als Einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Theil gemessen, auf dessen Ausdauer bei der Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel gesehen haben, den ein Verhältniß der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausschoß und dann hineindrohte: „Respect muß im Hause sein!" dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt steht er vor der Thür."

Der Schneider achselzuckte ein stummes: „Man kennt den Morzenschmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsig er thut."

Die Wirthin aber erinnerte der fliegende Saum des rothflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die Heiterethei. „Aber sie könnte," sagte sie, „eben so gut die Bravethei heißen,

als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wennschon ein Bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiterethei sie fortgeholt und hat ihr einen anderen Dienst verschafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast, hat sie zu ihr gesagt, dann will ich wieder deine Schwester und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang aber kommst du mir nicht wieder ins Häusle, daß du's weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle ist."

„Ja, und die Hochmuthei dazu," hustete der Weber. „„Wo sie die Mannsleut' verspotten kann mit Wort oder That, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anfliegen, und ich wär' nicht der Einzig', der's ihr gönnt.""

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

Unterdeß waren sie mit Bezahlen, frisch Tabak stopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der Letzte rief der Wirthin,

welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurücksehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!"

Die Wirthin sah sich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt sein."

Die Wirthin weiß es, und, sie nicht allein, alle Welt weiß es, wie 's mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren; denn damals war Alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicker Wirthin, wer's nicht glauben will. Kaum ist's Mittag, da steigt's von alleu Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen- und Uebereinanderschieben, daß endlich die Funken davonstieben und das ganze Wolkengewölbe unter seiner eigenen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer an einander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letzteren ist; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigene Achse gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Thür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmählig und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis eine Fluth ihn plötzlich davon führt, er weiß nicht, wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passiren gemeint hat. So ist's im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Aehnlichen doch ein ganz verschiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, rother, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner

ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, Alles vergißt im Drange der Noth seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgenen oben lachen schon in der Ferne und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt Niemand; es müßte denn ein Angetrunkener sein, der im seligen Vergessen aller Noth mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht.

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirthin zu, die's eben ihren Gästen erzählt.

Und er wird, besonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trockenen zu sitzen, als nur immer unsere Bekannten von vornhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswerth zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Härings-Zustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirthsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaks-rauch und dem Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und unter einander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden. Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hülflosigkeit eben nur so viele Helle auszuströmen, als nöthig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Noth kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Noth errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete schwächer und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leiseren Rieseln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine

endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor und er sah wohlgefällig, um wie viel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirthshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männer-Kleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuheften oder sonst einen Streich zu spielen wußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengehetzt, dann war es seine Lust, mit Henkergeschicklichkeit sie in die größte Angst hinein zu bedauern. Und höchst unlieb wäre es ihm gewesen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, sie klug zu machen. Die Schuster-Märtinessin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doctorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, so oft sie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er

dieselbe wieder hinabhustete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Heerdes verbitterte, wissen wir schon.

Diese drei Männer saßen zuletzt noch fast ganz allein da, und ihr Gespräch war so in's Stocken gerathen, daß sie, in sich versunken, selbst nicht wußten, wie sehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür sich vernehmen ließ, sie zu erwecken. Und diese Stimme klang so voll und tief aus der Brust herauf, daß die vorgesunkenen Köpfe fast erschrocken emporfuhren.

„Da habt ihr euren Mann, Frau Dotin," sagte draußen die Heiterethei. „Er ist der allerbest', raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn ihr ihn nicht mehr mögt, braucht ihr ihm nur den Kopf abzubeißen."

„„Dazu ist er gut,"" hörte man die Wirthin lachen; „„und darum krieg' ich ihn. Wär' er zum Heirathen gewesen, hätt' ich ihn sicher nicht gekriegt.""

„Ihr müßt einmal gern geheirathet haben, weil ihr noch immerfort so gern vom Heirathen sprecht."

„„Ja,"" antwortete die Wirthin, „„aber wie ich am liebsten geheirathet hätt', da hab' ich am wenigsten davon gesprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, so lang' die Welt steht.""

„Das sagt ihr. Jedes meint, wie's ihm war, so muß dem Andern auch sein."

„„Und ich denk', wie's Jeder meint, so wird's auch sein.““

„Aber es ist doch nicht so! Und wenn's solche gibt, müßt ihr dann sprechen: Alle sind so? Sagt meinetwegen: es gibt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, die's nicht allein ermachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich thät's nicht, und wenn ich tausendmal müßt'. Weil die Mädle heut zu Tag noch schwächer und einfältiger sind als die Mannsbilder selber.“

„„Darum ist's nicht. Die Männer heirathen doch auch. Wenn Jedes was Stärkeres und Gescheidteres heirathen will, wen sollen denn die heirathen?““

„Meinethalb den Kukuck von Langensalz. Was gehn die mich an? Die Männer frei'n, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für euer Gerede.“

„„Die Männer und die Mädle! als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?““

„Ich bin ich. — Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller präsentirt und er wär' obenein ein Prinz. Und red't ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brod verdien' ich allein, wenn ich schon ein arm Mädle bin. Ich bin stark genug, und

bin klug genug, und ich brauch' Keinen, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rothem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute Morgen in's Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, so wie der Druck aufhörte, einer desto dunkleren Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröthen vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint, daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jetzt schien ihm der trotzige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm so wild und scheu noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heran zu rutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn sie

dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen, als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hustete und sprudelte unterdessen: „Ja, so stark wie die Weibsleut' sind und so klug wie die Weibsleut' sind! Und doch, wo was ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß geärbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! wenn sie den Stubenehren ein Bißle mit dem Besen kitzeln, daß der lachen möcht', und drei Mal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meste soll in den Topf!"

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Leiseathmen wurde ihm immer schwerer. Noch durfte das Mädchen nicht um-

schau'n. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf sich, wenn mit der Zunge geärbet wird."

„„Ihr seid freilich stärker,"" sagte das Mädchen nicht halb so keck als sonst. „„Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf einmal auf eure."" — Sie war schon einigemal wie mechanisch mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt strich sie eben so und immer noch mit abgewandtem Gesichte den ganzen Mann herab, scheinbar so unabsichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tische streicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und sah nach dem Schneider, der, so unerwartet auf die Diele zu sitzen gekommen, sich zu besinnen schien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter, als der Schneider selbst, indem sie einen Augenblick nach ihm hinsah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte sich doch zugleich und schwur bei sich, nicht zu ruh'n, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eifersucht. Irgend Jemanden so tuckmäuserig dem Gelächter Preis zu geben, das hielt er für

sein Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildschützin darin, die gestraft werden mußte.

Doch wurd' er fast ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verrathen, wenn sie die Verhöhnung des Schneiders beabsichtigt hatte.

Im Gegentheil schien es der ungemischte Ton des Verdrusses, in dem sie nun sagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erst meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's so ein drei Stunden geregnet hat, ist da außen ein Lehm, als sollt' der Schloßthurm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu."

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Gelegenheit von selber, dem Uebermuthe Eins zu versetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja," sagte er, „das Dorle will uns was weis machen, damit sie lachen kann, wenn wir's glauben."

„„Da hat sich's zu lachen,"" entgegnete die Heiterethei. „„Ich muß heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus.""

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto höher richtete sich der Schneider auf.

„Ich denk'," sagte der Schmied, und seine Augen kamen immer schiefer zu stehen, „ich denk', das Dorle ist stark genug und ist klug genug und kann's allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie ja nicht mehr

geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie Alles allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie geladen hat."

„„Wenn das Wetter ausgehalten hätt',"" sagte die Heiterethei. „„Wer kann für's Wetter?""

„Ja freilich! das Wetter," hustete der Weber triumphirend; „das ist den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' gesund, da wär' Obenhin der beste Jäter, und alles, was sie machen, das wär' gut, und Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' sich selber machten, wie das Wetter, da käm' Keine darauf, daß sie nur ein Weibsbild ist" —

„„Und ein ander Ding um einen Mann,"" flickte der Schneider dazwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum steht's schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann soll ihr Herr sein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegen ein Mann, das ist ein Mann."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei, „„wenn ich mir's

so hätt' auslegen können! Aber deßwegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist.""

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär' nicht der Schneider dazwischen gefahren: „Und wo er bleiben sollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu."

Der Schmied, welcher schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider in's Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle," sagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber" —

„Umsonst wird nichts!" brach der Weber dazwischen.

„Abbitte muß sie thun!" der Schneider.

„Ja, von wegen dem," fuhr der Schmied fort' „was sie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei, „„und wenn ich's gethan hätt', müßt' ich mir doch selber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher thu' ich's nicht; das sag' ich gleich.""

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit Einem Ruck und so der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal so in die Hände lief! sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder heraus lassen.

Da diese aber, so viel ihr selber daran gelegen schien, die Männer sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirthin verscholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermutheten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Versuche, sie zurück zu halten.

Außen hatte sich unterdeß ein Windhauch aufge-

macht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regen-Nachschauer auf sie warf.

„Und wo ist denn nun das Bißle Karren?" fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stack der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davon zu kommen.

„Aerbet für einen Schneider," sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider," sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann ist Mann; und wär's nicht um einer schwachen Weibscreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering."

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschah's doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren, so leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenig-

stens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der anderen Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wüthend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!" schrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirthin hat nicht vergeblich gered't. Da ist was Extra's aufgepackt."

Die Heiterethei sagte: „Ja, sechs Schneider."

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider vorangelassen. Zornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hinein. Nun spuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßt' er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu stürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein wüthender Elephant; nun — ja, nun lag er mit der Nase auf der Last und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren stack so fest als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!" fluchte nun auch der Weber, indem er sich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abstrich. „Der Schneider hat Recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du hast noch was Appart's aufgepackt. Vexation ist's, Vexation!"

„„Ja, freilich,““ sagte die Heiterethei, „„der ist verirt, der sich auf ein so starkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins seid.““

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten sich die Arme und Beine zurecht, der Schmied aber lachte so fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht ansehen durfte, wollte sie ernsthaft bleiben.

„Das Mordmädle!“ dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut sein für den Spaß da, obgleich sie mir den Hauptjux verdorben hat, den über sie selber. Und geschenkt soll ihr das gewiß nicht sein. Dem Weber und dem Schneider geschieht's schon recht; warum sind sie solche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End' mach' ich nun, sonst kommt die noch aus dem Häusle vor Uebermuth.“

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräsentant seines ganzen Geschlechtes, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände spuckt' er so beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem ersten vergeblichen Ansatz spuckt' er in vollem Ernst. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von selbst aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler sonst ganz guten Leute. Die gern Jedermann zum Besten haben, sind, wenn ein Anderer das

an ihnen versucht, gewöhnlich die Empfindlichsten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber seine Schadenfreude von vorhin mit Zinsen zurückgaben.

„Heben thut er sich," schrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Hexe da soll's gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem Andern weis machen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel selber sein, der einen Karr'n vom Zainhammer bis daher führ' so beladen wie den."

„„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär',"" entgegnete die Heiterethei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „„Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Raisonniren, was ein Mann für ein ander Thier ist, wie so'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so 'nem armen schwachen Weibsbild den Karr'n aus dem Schmutz thun — ja, wenn's halt mit der Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäs ist, sonst hätt' ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzigen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morzenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch aufsitzen will, so Einen bring' ich just noch fort; er könnt' auf dem Strick reiten da; aber es müßt geschwind geh'n. Ich hab' nicht mehr viel Zeit.""

Sie sah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Aufsitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Respect muß im Hause sein!" rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht ohne erst vorsichtig herum zu blicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirthshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen l[illegible] Ausbruch zu unterdrücken ihr [illegible] bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte sich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, stand nicht vom Regen her Wasser darauf. Sie kauerte, weil sie sonst kein Plätzchen sah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Fersen nieder und umschlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und jemehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel derselben in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davon getragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht gethan. Denn Niemandem konnte wohler sein in seiner eigenen Haut als der Heiterethei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Uebermuth.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Athemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird [illegible]ständniß unserer Erzählung nöthig sein, dem Orte, dem sie [illegible] zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen, [illegible] auch nur flüchtigen, Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe theilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmstag. Denn was Waaren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel

um zu singen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel" Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten und Stutzen." Andere rasselten, die rothflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Thor, oder kehrten langsamer mit dem beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmeren, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, miethet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rothflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelärnte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Scheere und Säge hangen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch einmal ruhen oder in Einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank steht. Rings um diese liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildesten Unordnung durch einander. Und kein Mensch dabei zu sehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo sie dergleichen sah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht stehen sehen, ohne es recht zu stellen, und wenn sie noch so gut wußte, wie schlechten Dank sie sich damit verdienen würde. Unwillkührlich ließ sie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ sagte sie und schlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erst der Meister von der Arbeit, hernach die Gesellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu’ vom Trog. Freilich! Sollen die Gesellen auf seinen Nutzen seh’n, wenn’s der Meister selber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt sein Lebtag’ nichts Gescheidt’s.“

An jedem Andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider gewesen, am Holders-Fritz erregte diese ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht

gewohnt, über dergleichen sich Rede zu stehen. Aber es regte sich zugleich ein Etwas in ihr, was sie freilich gewiß für nichts Anderes hätte gehalten wissen mögen, als wofür sie selbst es hielt, für Ordnungsliebe. Dieses Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeständniß zum andern so lange fortzuschwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugestehen hatte.

„Ich werd' nicht so dumm sein," entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht. „„Aber über die Schnitzbank,"" sagte das Etwas, „„kann bei Nacht Jemand fallen.""

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: „Aus dem Andern mag werden, was da will!" „„Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag."" — „Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg' haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd'." „„Wenn mich nicht das Zeug dauern thät!"" — „So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär' und kehrt auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur Wunder zu seh'n, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd' dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich's selber einen zusammen bänd', eh' sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadel-

thor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär' schad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geschäh'. Nunmehr müßt der Einer sein. Warum heirath't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer, als gar Keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch Einer werden. Ich wollt's ihm schon gönnen; er ist doch nicht der Allerschlimmst'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei sagen. Ja, damit er Wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frei'n. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar Keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethei mit einander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei sah erschreckt sich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber Alles war ruhig und Niemand zu sehen. Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit Einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Rick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zu kommen hörte. Erst war's ihr unmöglich, mehr als „der Fritz, der Holders-Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!“ herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirth“, schrie der Adams-Lieb, „das ist auch Einer, aber gegen den Holders-Fritz ist er doch nix.“

„„Wenn ich dran denk', lachte ein Anderer, „„wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürst. Teirel, war das eine Luft!“

„Aber,“ jubelte ein Dritter, „wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und sechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!“

„„Muß gda erad das Gewitter kommen,““ schrie der Adams-Lieb wieder, „wie ich schon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt' mich's doch geärgert.““

„Mit dein'm Gründer Markt!“ eiferte ein Vierter; „wo das Bier sauer ist und die Bratwürst' wie die

Schwefelhölzle, und die Hammerschmied' thun, als wären sie Herr'n auf dem Tanzboden."

„„Oho,"" schrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „„Nur net, wenn der Fritz dabei ist. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehste mit im Grund. Auf die Hammerschmied' hab' ich's lang' gemünzt. Den'n mußt's einmal weisen!""

Und nun schrieen sie wieder zusammen, daß man nichts als das „der Fritz! ja, der Holders-Fritz! na der Holders-Fritz!" aus dem Geschrei heraus verstehen konnte.

Es waren etwa zehn Bursche zwischen siebenzehn bis zwanzig Jahren, die solchergestalt das Lob des Holders-Fritz preisend daherkämen, der in ihrer Mitte einherschritt, schweigend, wie ein mächtiger Fleischerhund, umhüpft von kläffenden Möpsen. Sie gesticulirten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, sichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltsamkeit des Gebahrens zu ersetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man sah, das wilde Wesen des Holders-Fritz war ihr Muster. Und das war freilich das Einzige, in welchem sie ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammen nahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkasten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt als der Jüngste unter ihnen; aber man sah, er that

auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältniß des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem kurzen Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geschlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem ungeheuren weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen, als für einen ehrsamen Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiterethei," schrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' sie wieder heraus ist. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten," sagte der Adams-Lieb. „Das gibt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär'!"

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege und der Fritz stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

„Ausweichen," dachte sie, „thät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Ist mir nicht bang', er wird schon beiseit springen, wenn

ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht geh'n!"

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei schob aus allen Kräften, der Holders-Fritz stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Muthwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie eine Stahlklinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: „Willst du was?"

Der Jubel der Gesellen gab dem Fritz seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Ueberlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Hast du denn, was ich will?"

„„Nein; denn was Gescheidt's ist's nicht, was du willst.““

„Freilich; eine Frau, und dás ist nichts Gescheidt's.“

„„Glaub's wohl, daß du eine Frau willst, aber daß dich eine will, schon lange nicht.““

„Und hätt'st mich selber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum.“

„„Nicht so weit, wo sie dich nicht kännten.““

„So brauchst mich nicht erst zu loben.“

„„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu lassen. Du bist der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörst. Frag' nur die da. Und so ist's, und nu ist's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannst noch zu hören kriegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist.““

„Ja, so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Thu' 'mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärst's halt doch zu gern.“

„„Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hätt'st, du könnt'st vielleicht noch Einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht' ich? dich?

Und wenn du einen Rock anhätt'st aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär' ein Dukaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich Einen möcht'. Aber ich mag gar Keinen. Und was bist denn du? Allen Gelbschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wär'st. Aber ihr Geckelmann bist du, der Faxen macht, wenn sie am Faden zieh'n, wie sie wollen. Und denkst noch Wunder, was du bist mit deinen Krägelen uud deinen Bummelquasten da. Du denkst, den Herrenmüller sein Spitz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur Einen. Aber du hast so viele Herren, als Nixtauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Kappen, so gibst du sie; bezahl' mir mein Bier, so bezahlst du's; das ist ein starker Holders-Fritz! so machst du größ're Sprüng', wie der Spitz, wenn's heißt: das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheidt's loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst: wär' das ein Unglück, wenn's hieß': Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! er ist der ordentlichst' Mann und der tüch-

tigst' Meister in der Stadt; wer was gescheidt anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät', was sie sich schämten, wenn sie's selber sollten thun. Paß' nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo faß', Holders-Fritz! Mach' du nur Augen, wie du willst, ich fürcht' mich schon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!""

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Bursche hindurch, die fluchend beiseit sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul" nicht Eins versetzte, woran sie lebenslang zu denken hätt'. Er selbst begriff's am wenigsten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!"

Der Holders-Fritz war roth bis unter seine wilden Haare; er schickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Bursche erschraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende; Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgestiegen war, auf sich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwischen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart', du

Mädle du.“ Einen Augenblick stand er schweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und schrie mit wilder Lustigkeit: „Heut geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun soll's erst recht heißen: der wilde Fritz. Heut' haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will seh'n, wer mich hinausweis't.“

„„Nun bist du wieder Einer!““ schrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwane“ zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen stehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den schönsten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal, wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüthe stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt,

thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt' es vor jedem Büschchen wieder ein Stück umkehren. Man sieht, ihm ist's nur darum, nicht zu schnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ist's, wo am Zehntbach hin die herrlichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Thürmer noch das Glockenseil vom Dreibrodläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Wiederschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchthurm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäuschen. Und zu hören ist nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leises Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied

abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. „Und," sagt die Heiterethei im Eilen vor sich hin: „die Annemarie kann's nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechszehn Stunden nicht alles gescheh'n!"

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

„Schläft's? Ist Alles gut gangen?" fragt das Mädchen.

„„Alles, nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den rothen eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch gesagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg', sonst wächst's noch zu.""

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich

war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete, mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es seien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl," sagte die Heiterethei, „es hat Nächtens wieder so gehust't. Aber sonst ist's doch recht?"

„„Na, ich weiß net, was für Eins das is. Kriegt' die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere schmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt't. Die Hölzle steh'n hinter'm Ofen. Gut' Nacht, Bäs' Dorle, schlaft wohl.""

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungenirt hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirthssorgen, auf dem Stuhle.

Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deßhalb so schön aus. Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte die Mängel desselben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Theile zusammen zu halten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und seine Mutter, die Schwester der Heiterethei, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille accompagnirte unter dem Kachelofen hervor seine Collegen im sinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Einnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiterethei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straff aufrichtend, strich sie die Schürze glatt und sagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm gibt's genug am Bach, die Löcher zu verstopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heirathen, wer

will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Gesicht als das Häuschen der Heiterethei. In seine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft tief unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelswirths-Valtinessin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbener Ehegatte mit seinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtinessin eben der Morzenschmiedin gegenüber sitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide Genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtinessin macht den Eindruck eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin, daß jene nicht auf dem Ledersopha neben ihr Platz genommen, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtinessin ist eine Gestalt von solcher Un-

bescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, welcher hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirthsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei Weitem gemüthlicheren Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandenen Gäste, wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern polirt, bestärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehnend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formen-Verhältnisse der Baltinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist,

sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn, obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen anderen freilich spricht ihre Geberde: ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deßhalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirths-Valtinessin-Ev', ist bei Weitem so leutselig nicht. Und sie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht ihres Ansehens sein könnte und der Meinung der Ev' nach sein sollte. Sie kommt selten in die Wirthsstube, und wäre auch jetzt nicht da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams-Lieb, den wir schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugethan wäre, aber er ist's ihr, und ihr erscheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

„Ihr seid ja auch die Tag' bei ihm gewest," sagte der Morzenschmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schramm.

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopfschütteln übrig behalten; das gab ihm ein Ansehen, als verwundere er sich über Alles, selbst über sich und seine eigenen Reden.

„Ja," entgegnete der Meister in einem Tone, dem

man anhörte, daß er neben andern städtischen, Würde verlangenden Functionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners versah. „Ja, aber einen deßgleichen Menschen hab' ich mein Lebtag' nicht geseh'n."

„„Ihr red't vom Holder?"" fragte der Adams-Lieb und that dabei so männlich, als ihm möglich war.

„Euch sollt' man eigentlich nach ihm fragen," meinte der Schmied. „Ihr seid ja das ander' Pferd am selben Wagen mit ihm."

„„Kann sein,"" lachte der Bursche, „„daß das einmal ist gewest. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.""

„Ja," sagte der Schmied, „ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt euch nicht mehr in sein Haus."

„„Er läßt?"" that der Adams-Lieb höhnisch, aber höhnisch wie ein Mann. „„Ja, sie sind sauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es gibt mehr solche, wo die Leut' nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben.""

„Seit der Geschicht' in der Schwane," begann der Schmied duchsig wieder. „Aber so sind die Leut'. Sie sagen, er hätt' euch 'raus geräumt. Am End' ist's umgekehrt gewesen."

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen."

„„Und ich meint',"" versetzte der Schmied, „„es müßt' ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die

Zimmerleut' sind tüchtige Glockenknöppel. Wer da seinen Kopf zur Glocken muß hergeben!""

„Ich hab' ihn wollen abwehren," sagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewiesen. Das ist die ganz' Sach'."

„„Hab' ich's doch gedacht!"" meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. „„Ja, die Leut'! Da haben sie gesagt, ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' so in der Rage gewesen, daß er hätt' gemeint, ihr wär't auch Zimmerleut' und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' gewest. Und da hätt' ihm das Alleinsein so gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.""

„Da seht ihr's doch gleich," sagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's so wär' gewest, so will ich einmal annehmen, er thät' uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich hab's nicht probirt. Es ist schon lang' keine Ehr' mehr gewest, mit dem zu geh'n. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurecht bringen. Zuletzt hab' ich geseh'n, es ist umsonst. Und Jeder ist am End' sich selber der Nächst'. Haben die Leut' doch schon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele und der Holders-Fritz thät' sie nur verschießen."

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja," zitterte er, „er läßt gar Keinen zu sich, und wär' ich nicht sein Lehrmeister gewest — aber angekommen bin ich schlecht genug Ich hab' gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt' ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir sollten die Händ' über den Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif' hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich selber gerathen ist. Mir ist's recht just gerad so vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig."

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach haben."

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: „Wenn ich nur sagen wollt'!"

„Ihr wißt's," sagte der Schmied zu ihm.

„„Ich?"" meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „„Was soll ich wissen? Ich weiß nix.""

Die Valtinessin aber setzte sich ihm gegenüber.

Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: „So red't ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechszig ist gewest, der läßt sich nix vormachen. So red't ihr, aber hier sitz' ich und sag': ihr wißt's."

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder-Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte und die lange, schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellte. Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmellosen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Valtinessin in seinem nothreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch Alle hersähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf

den allgemeinen Frageblick nur ein lang' andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Valtinessin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigenthümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie dieselbe nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwiesen, griff sie zu einem anderen, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Aehnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert."

„„Er?"" sagte die Valtinessin und schwenkte unwillig die Haube. „„Er ist Niemand. Ein Dieb will der Meister Weber sagen.""

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl

Einer, hustete er, der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet, erschreck' ich nicht. Freilich hab' ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nir an. Denn ein Dieb muß auch seh'n, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen ist, als müßt's der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig' über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgeseh'n, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten und fort — ist er gewest. Ich mein', er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt'."

So hustete der Weber und gab noch Einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Hm, hm, hm!"

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Obschon mein Vater ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': das ist kurios!"

„Aber ich hab' gedacht," meinte die Schmiedin, „der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so müßt' doch was sein, worauf er lauern thät'."

„„Ja,"" sagte die Valtinessin, „„es ist finster, und der Meister Weber hat nur gemeint, es könnt' der Holders-Fritz gewest sein.""

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?" rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die vier Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigene Bewandtniß. Das erste Wort jedes Absatzes stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die anderen ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tische hervorsprang, als wolle er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Seltersflasche. Sein Antlitz war von einer Röthe, der man eine Nachhülfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart theilte es in zwei fast gleiche Theile.

„E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Valtinessin, aber das ist nicht wahr gered't."

Da die Valtinessin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Mensch sagt," entgegnete sie. „Der Meister Schramm hier ist ein Luckenbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus."

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Lucken-

bacher, und daher gewisser Maßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: „Mi—i—i—it Vergunst von der Frau Baltinessin, ich bin Mensch und Böttichergeselle. Aa—a—als ein solcher hab' ich zwei Jahr lang bei dem Meister Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drein ist gewest als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest ist im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunst von der Frau Baltinessin."

„„Ein Mensch will Er sein und ein Büttnergesell? Ein Salfelder ist Er,"" sagte die Baltinessin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Eintheilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergesellen und Salfelder anzustaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder zwar war anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Ddddd—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist gewest. Dddd—denn der Meister Holder ist auch auf mich zugekommen mit unvorsichtigen Griffen wie ein Rohalist, das er immer ist gewest. Mmmm—meister Holder, hab' ich gesagt, ich bitt' ihn inständig, sich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn wenn ich meint', einen rechtschaffenen Menschen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er gesagt. Iiii—ich hätt' ihm

noch mehr gesagt, wäwär' ich nicht zufällig schon draußen gewest. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgesell', ist von se—elber gegangen vor Zoorn über mich, daß der Mei—eister einen rechtlichen Kunstgesellen so behandelt hat. Dddbenn denn es ist eine Kunst und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—ostet mich sechszehn Groschen: das Gg—ganze der Böttichérkunst mit Vergunst mit Vergunst von der Frau Baltinessin."

Für diese war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden; sie strich sein Gedächtniß in Gestalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' ist davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„„Fffreilich geht er,"" sprudelte der Salfelder. „„Mmmüüßt' mir's der Lehrer (Lehrling) nicht gesagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben ist, wei—weil er ein Schurk ist seines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun von wweger er ist erst Sechszehn gewest. Dddder muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden veraccomodiren von weger weil der Meister mit Niemand reden will. Ddddda sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: Ththu ich's oder ththu ich's nicht? Ich ththu's, und eh's herauskommt, ggeh' ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor sich in die Schnnnitzbank gestochen wie ein Ttyrann. Und wwie er den Lehrer hat geseh'n, daß der ist in der

Wewerkstadt ist gewest, dda ist er erschrocken kkäseweiß, dddaß dem Lehrer's hat gegruselt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunst von der Frau Valtinessin. Unnnd hernach hat sich der Mei—eister angezogen, ddder Lehrer hat's durch's Schlüsselloch geseh'n, aber nicht wie ein Chchchristenmensch, sondern wie ein italjänischer Banditer; so hhhat er das Ffutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es ist schschon dämmerig gewest, aber er hat noch gewart't, bis es ist Nnnacht worden, und hat dem Lllehrer erst nnnoch gute Nacht gesagt und geththan, als wenn er sich niederlegt', eh er ist ggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunst von der Frau Vvvaltinessin.""

„Nach den Weiden," zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Valtinessin war eben im Begriff, das ganze Zeugniß des Salfelders auf ihren Knieen heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervor zu gehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?" fragte das Heimchen. „Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?"

„„Es war am Weidenweg,"" schnarrte der Uhrmacher. „„Ja, wenn ich mich recht besinn', so ist mir die Heiterethei nicht lang' zuvor den Weidenweg her

begegnet gewest. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtinessin kann's glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.""

„Hm," sagte die Valtinessin und schwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo Sein Großvater selig wohnhaft ist gewest in Luckenbach."

„„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen,"" entgegnete der Uhrmacher. „„Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.""

„So, auf dem — Schwarzwald," sagte die Valtinessin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen: „Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mäusfallen."

„„Das ist mir nicht bekannt,"" sagte der Uhrmacher. „„Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.""

„Die ganz' Welt?" sagte die Valtinessin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. „Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher gewest, der Uhren hätt' gemacht."

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun, so wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's sag'. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah' über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist aus-

gewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich selber geseh'n."

„„Und die Heiterethei?"" schob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. „„Die ist erst vorbeigewest?""

„Nein," sagte die Ev'. „Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie."

„„Ja, was das für ein Mordmädle ist,"" lachte die Valtinessin voll Mutterstolz, „„die Ev'! und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, mein Heerle selig ist Burgemeister von Luckenbach gewest, und alle Leut' haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.""

Das war eigentlich der Nachsatz, zu welchem jenes Obschon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit; und sie rechnete darauf, daß der Hörer diesen in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, aus denen man eine Gestalt wie die Valtinessin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja," sagte der Meister Schramm, „in Luckenbach ist dafür auch die Frau Valtinessin der Hanswurst in der Komödie."

Der Meister hatte in diese Aeußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte Jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Valtinessin nahm das Compliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Luckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere Jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

„Ihr wißt noch was," zirpte es, „ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Valtinessin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

„Es ist nix weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarr'n aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für Einer ist. So ist's ihm noch nicht gesagt worden."

„„Ja, so ein gemeines Ding ist die,"" sagte die Ev.

„Und," meinte der Schmied, „da fabeln die Leut'

wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehetzt, und sie hätt' ihm auch gesagt, was ihr für Einer wär't. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben."

„„Was die Leut' sagen!"" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „„Die Frau Valtinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schiebkarr'n, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmr' mich nur um mich.""

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl sehr in der Wuth auf die Heiterthei?"

„„So hab' ich ihn noch nicht geseh'n gehabt,"" entgegnete der Adams-Lieb. „„Er hat nicht können sprechen, und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust' nach ihr geballt! Und von Stund' an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist.""

„Hm! Hm hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Theil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was thun, daß die Leut' die Händ' sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wuth in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da sagt einer erst gut' Nacht, als wollt' er zu Bett' geh'n und geht doch heimlich weg, und hat den Rock verkehrt

an, wie ein italjänischer Bandit, damit ihn Niemand soll erkennen und alle Leut' sollen glauben, wenn was draußen passirt, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert Nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß geh'n. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust' geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut' dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wuth, und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passirt, hernachen denkt an mich!"

„„Ja,"" sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. „„Ev', gib mir den Regenschirm und die Latern'. Eh' so was soll gescheh'n, da ist erst die Valtinessin noch da. Und was Warnung und guten Rath betrifft, da soll nix geschont werden.""

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzen-Anfall zu nehmen pflegte. Die Valtinessin dachte anders davon.

Sie sah ihn mit Mißbilligung an und sagte: „In solchen Zeiten lernt man seine Leut' kennen. Der Holders-Fritz ist nicht der Einzig', den das arm' Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubiliren, hier sitz' ich und sag':" —

Und wer weiß, was die Valtinessin gesagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zankt? Die dächt' Wunder, was sie wär'. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang' Zehn getüt't. Laßt die, wofür sie gut ist, und ihr, bleibt, wo ihr hingehört!"

„„Nu,"" besänftigte die Valtinessin, „„sei nur gut, du Mordmädle du. Heut ist's freilich zu spät. Aber morgen ist auch noch ein Tag, wo im Kalender steht.""

„Wenn Sie hingeht," sagte die Schmiedin noch zur Valtinessin: „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu Allem kein Wort gesagt. „Hm," dachte er, als er sich erhob. „Wenn das wild' Ding in die Angst kommt, wird sie mich am End' schon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich sie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr und eine Viertelstunde darauf schlief der ganze Gringel.

Als die Heiterethei, den Tag nach unserem Besuche im Gringel, Abends auf dem Heimwege war, erschrack sie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

„Ist was passirt?“ fragte sie die Alte. „Das Liesle ist doch nicht krank?“

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her schon mit den Zähnen gehabt,“ sagte die Heiterethei; „sie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?“

Jetzt bemerkte die Heiterethei erst, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

„Aber was ist das nur mit euch?“ fragte die Heiterethei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drinn sind sie. Sie sind drinne.“

„„Wer denn?““ fragte die Heiterethei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!“

„„Ja, die Schneiderin da vom —““

„Die?“ sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich sollt' denken! Daß mir so was noch auf meine alten Tag' passirt!“

„„Wenn ihr's nicht sagen wollt,““ entgegnete die Heiterethei ungeduldig, „„werd' ich's ja seh'n, wer's ist.““

Die Annemarie aber hielt sie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirths-Baltinessin mit ihrem rothen Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Baltinessin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs' Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!“

„„Ja,““ lachte die Heiterethei, „„wenn die Baltinessin auch nicht die größt' Frau im Städtle ist, die dickst' ist sie gewiß.““

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn Eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich geberden sah. „Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathhaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Wochen verthan.“

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken, daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut' selber? 'Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten sie mir könnt' sagen.“

„„Ja, aber was ist's denn?““

„Wenn ich's wüßt'! Da ist die Ein' um die Ander' gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wär't. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär' für euch und sonst für Niemand."

„Aber ihr werd't doch nicht!" unterbrach sich die Annemarie selber. „Wie ihr einen erschreckt! Ihr werd't doch nicht so hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' euch eure Strümpf' zum Hinterfenster 'raus. Und hernachen wollt' ich euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich euch entgegen. Ihr seid ein Bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie ihr's meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut', deßhalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und ihr red' auch immer so laut, da wollt' ich" —

„„Ja, wenn ihr mir haußen schon die Geduld alle macht,““ sagte die Heiterethei ärgerlich, „„hernachen seid ihr selber schuld, wenn ich drinn keine mehr hab'. Zieht ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' sind rein; ich hab' sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red', so red' ich; zier'n thu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geschweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein.““

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat

schluchzend: „So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn ihr 'nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab' euch gekannt, wie ihr noch war't wie das Liesle; nur einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zu Lieb' noch vor mein'm End'."

„„Vor dem Herrgott mach' ich einen Neiger,"" lachte die Heiterethei, indem sie die Alte von sich abstreifte. „„Und eure drei großen Weiber sind noch lang' kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spitz gesagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!""

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. „Das ist einmal Eine!" sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Liesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: „einen guten Abend herein." Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druck-

flecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär' die Armuth und ihr Bißle Sach' bloß, damit sie dran könnten seh'n, wie reich sie sind."

Die Valtinessin aber setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr ist, das muß man sagen; das Annedorle ist das ordentlichst' und bravst' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da ist sie noch so lustig dabei," sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spänne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und sänge dazu. „Und da ist sie noch so lustig dabei, das Annedorle, als gäb's keine Weidenbüsch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein' Kind auf selbem Bild, das lacht und in die Händle patscht, und der Bär hat's schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Valtinessin."

„„Ja,"" sagte diese, „„aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz' ich und sag', der Bär soll das Annedorle nicht beißen, so lang' ich eine Zunge hab' in meinem Hals.""

Die Schmiedin sagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern."

Die Heiterethei sah die Frauen, eine nach der anderen, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht," spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's so ruhig wollt' mit anseh'n. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!"

„Ich meint'," sagte die Schmiedin, „da auf dem Heerd müßt' sich's gut Kaffee kochen."

„Und da auf dem Tischle," spann die Weberin; „besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?"

„„In mein Häusle kommt solch' Zeug nicht,"" entgegnete die Heiterethei. „„Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn.""

Die Annemarie erschrack und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurück zu nehmen, was die Heiterethei gesagt hatte.

„Ja," sagte die Valtinessin, „es red't sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die soll'n mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein."

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Valtinessin. Daß die Valtinessin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr

in des Häuschens Namen mit einem Reiger. Indem sie ging, dachte sie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg Eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so nothwendig hin hab'." Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdeß daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na," sagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da ist's auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Bursch'."

„Ja," spann die Weberin, „an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man Alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ist's noch nicht gewest mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachsen ist. Wie wär's denn mit dem Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!"

„„Ja,"" sagte die Heiterethei, „„daß ich mir den ganzen Tag sollt' lassen befehlen von einer Frau, wo nix versteht? Ich seh' selber, was zu thun ist, und sagen lass' ich mir nix. Ich hab' auch so zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr.""

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Knie und sagte: „Wer am Gründonnerstag Sechszig ist gewest, der hat andere Zeiten d'erlebt. Mein' Ev', das ist ein Mordmädle, was Aerbeten besagt, aber es ist zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich sollt' auch zu Haus sein, aber obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag', wo's meinen Nächsten gilt, da seh' ich das Meinig' nicht an."

„„Ja, so ist man einmal,"" spann die Weberin den Faden der Valtinessin fertig.

„Und hernachen," schlug ihn die Valtinessin auf ihren Knieen platt, „ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind."

„„Mein Mann,"" knüpfte die Schmiedin einen anderen daran, „„der wird auch brummen.""

„Und meiner husten," spann die Weberin ihn fort.

„„Na,"" nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, „„wenn die Gevatter Weberin meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Thier wär', ich möcht' seh'n!""

„Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will!" zerriß der Weberin der Faden. „Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine sehr kranke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust' in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und

hust't den Leuten die Ohren von einander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt', was der für Einer ist! Ich bin die elendst' Frau in der Stadt."

Die Valtinessin aber sah die Beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Valtines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euren beiden Knieen," sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. „An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' gewest; Alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat Keine einen bessern gehabt!"

„„Das heißt,"" sagte die Schmiedin. „„Ich brauch' meinen nicht zu loben."" Sie sah nicht ein, was ein Todter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

„Na," spann die Weberin, „die Best' kann froh sein, wenn sie so einen kriegt, wie meinen. Ich tausch' mit Keiner nicht."

Die Heiterethei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt, und das Liesle trieb Possen um sie herum. Der Heiterethei war's schon komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die Elendeste, hernach die Glücklichste sein wollte, da wurde es ihr

doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb so eilig zur Thür herein gerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Theil freilich dem Kaffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehen ihrer Person zurück zu behalten und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Valtinessin das fertige gekostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Rest des Tages über keinen Wunsch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Reiger sein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End' noch zu Lieb thun sollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiterethei kam's drollig vor, daß sie in ihrem

eigenen Häuschen bewirthet werden sollte. Sie sagte: „Trinkt nur euer Zeug selber; ich mag keins.“

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte sich eigentlich bedanken müssen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Tasse war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiterethei Kommen und unbefangenes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich ein Mal über das andere Mal an mit so „barmherzigem Gethu“, wie es die Annemarie nach ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtinessin das Bild der Gefahr, die über ihr schwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendsten Farben geschildert war, meinte sie: „Wenn der Holders-Fritz wild ist, bin ich noch wilder.“ Wie seines Entschlusses „es zu thun“, seiner Verkleidung und seines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, sagte sie: „Er ist eben in das Weiden-Wirthshaus gegangen.“ Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Muthwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es ist, das

er euch will thun!“ brach die Schmiedin aus. „Das ist das Schrecklichst’, daß man das nicht einmal weiß.“

„Ja,“ bestätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemüthsbewegung, „man zerbricht sich den Kopf und bringt’s doch nicht heraus.“

„„Ja, was er will?““ sagte die Heierethei mit muthwilligem Ernst. „„Was er will, daß er da um das Häusle lauert? Frei’n will er mich, und ihr werdt’s nicht hindern.““

Ueber diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie that dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiher,“ sagte sie; „die ganz’ Nacht hab’ ich’s in den Weiden hören rauschen.“

„Nu,“ meinte die Heiterethei, „wenn er nicht meinetwegen an’s Häusle kommt, so hat er’s auf euch abgeseh’n, Bäs Annemarie. Gesteht’s nur gutwillig ein. Denn weiter wohnt keine im Häusle da.“

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Baltinessin versicherte, die Heiterethei sei ein Hauptmädle, beinah’ wie ihre Ev’. Die Annemarie lachte mit, so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie ein Mal um das andere Mal die Hände und sah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtinessin war die Erste, der's gelang, wieder in das „barmherzige Gethu" hinein zu kommen.

Sie schlug auf ihre Kniee und sagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernst und dem Spaß; die Sach' ist nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier sitz', so will ich auch meinen Fuß nicht weiter setzen, bis ich die Annedorle hab' errettet.

„Ja, laßt euch rathen, Annedorle," sagte die Schmiedin. „Geht beileib' nicht bei Nacht aus euer'm Häusle."

„Und verschließt's auch bei Tag," spann die Weberin, „so lang' wir nicht bei euch sind."

Die Valtinessin schwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig ist, sag' ich, hernachen geht sie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus."

„Ja, ihr meint," lachte das Mädchen, „verhungert ist auch gestorben, und wer todt ist, dem thut kein Mensch mehr was. Da habt ihr schon Recht. Ich aber denk', es ist besser, es will mir Einer was thun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch Recht."

„Wenn ich das Annedorle wär'," sagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als Einen, der sie gern' nähm'."

„Ja," spann die Weberin, „ein ledig Weib ist einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran ist."

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann sein," sagte die Heiterethei gereizt, „daß Andere Arzneigläser sind gewest, eh' sie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's so gefährlich ist, warum geh'n denn die Arzneigläser herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und seinem Auflauern, das ist obendrein nur dummes Zeug."

„Na, nichts für ungut," spann die Weberin. „Wenn das Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in Acht nehmen bricht keinen Finger."

„Und zu Nacht," fügte sie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Ursachen machen, was für er wollt'."

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja," sagte die Weberin, „das Annedorle ist das bravst' unter den armen Mädeln in der Stadt, und Niemand weiß nix Unrechts an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deßhalb hätt' ich doch nicht Aerbet und Alles lassen liegen und wär' hierher gekommen mit sammt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim," sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammen nahm. „Die Schneiderin hört's sonst an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja," schloß die Baltinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unser' thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein Paar Stühl' will ich lassen her besorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht," warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu sehr."

„Wenn ich nicht lachen soll", sagte die Heiterethei hinter den Gehenden her; „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Geschicht' ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Aerbet, und bei Nacht verschließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal Alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Geberden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Hollunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Valtinessin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiterethei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Theil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr herein kamen, um sie zu warnen und ihr rathen zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte Mancher, die sie bis jetzt für hochmüthig, ja, für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim ersten Male gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbei zu gehen gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sich's auch nicht eingestehen wollte, die allgemeine Theilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch ein braves, aller Achtung und Hülfe würdiges „Thier“ die Heiterethei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zuletzt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die Einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von Einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz,“ sagte sie, „daß er jetzt auf mich lauern thät'! Wild ist er gewest, das will ich auch zugeben, aber außerdem sollt' Keiner was Unrechts von ihm sagen, und die Leut' im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär' gewest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten geh'n. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' heraus geholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab' nir mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist.“

„Ja," sagte dann die Schmiedin, „das ist alles recht, aber der Herr Vicares hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt, man soll nicht anseh'n, was ein Mensch thut, sondern was seine Absicht dabei ist. Und die Absicht ist's, warum man einen Menschen soll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tischlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menschen hat gerett't, da ist's ihm auch nur darum gewest, daß er seine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß er's aus Christenlieb' thun, und was einer nicht aus Christenlieb' thut, das ist Sünd', denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb' will aus dem Wasser zieh'n, da ist's besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon Recht."

„Ja, aber," sagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob er's auch ist gewest, der die Kirch' hat gerett't. Wenn man Alles wollt glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben, so groß wie ein Ochs."

„Na, ich will nichts sagen," spann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geschichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl war, wie die ist abgebrannt? Die Knechtsfrau war die Alleremsigst', wo beim Löschen gewesen ist; der Amtmann selber hat sich gewundert; sie

hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er gesagt, und ihre ganzen Haar sind verbrennt gewest, so hat sie sich gewagt, wo kein anderer hat das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl' angebrennt gehabt? Wer ist's gewest? Die Knechtsfrau selber ist's gewest. Und so, hat der Actuarius hernachen gesagt, so ist's gewöhnlich, und drum passen die Herr'n allemal auf, wer beim Löschen und Machen am eifrigsten ist."

Da ging den Frauen ein Licht auf, so hell und schauerlich, als der Brand der Leiermühl' selbst.

„Ja," sagte die Tüncherin leise, ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt selbmal hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angestift't," setzte die Beutlerin hinzu.

Die Russensattlerin machte eine Geberde, die hieß: „Hab' ich das nicht schon vor zehn Jahren gesagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrath gefallen, der in bedenklicher Schnelle seinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz Ein Schicksal.

Die Heiterethei war meist in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das störte die sorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag schon früh

in das Häuschen. Die Valtinessin hatte für Stühle gesorgt; ihre Tassen trugen sie bei sich. Jeden Tag hatte eine Andere Kaffee und Sahne zu beschaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf, so traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neuesten Ueberfalls-Versuche des wilden Holder, so redete man von anderen Dingen; und der Fall soll in Luckenbach und manch anderswo noch zum ersten Mal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Hollunderbusch. Wenn die Heiterethei Abends vom Felde heim kam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Rathen, ein Befürchten und Beschwören, daß eine Andere als die Heiterethei mürb geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selber wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten sie davon überzeugt.

Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

„So ist's," zirpte das Heimchen im Gringel Abends hinter dem Ofen hervor —, wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläser. „Wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix Anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's Niemand, und weil er meint, die Leut' sehen's ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hinein kommen, weil er nix Anderes hat, womit er sich könnt' eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffenen Gevatter oder so aus der Sach' reden thät', da würd' Manch's nicht gescheh'n. Wißt ihr, was ich thät', wenn ich Ihr wär' Meister Sacher?"

„„Nu?""

„Ich ging' auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„„Ja,"" entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, „„die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn er's ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb' recht stehlen. Wenn ich die Sach' zu machen

hätt', da krägen sie nir, wenn ein Dieb stiehlt, allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisd'or.""

„So werd't ihr doch in die Gericht' geh'n, Vetter Mathes?" zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch so schrecklich, wenn's passiren sollt', und ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf euer'm Gewissen!"

„„Ich hab' mit dem Meinigen genug zu thun,"" entgegnete der Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', so wird doch einer von euch in die Gericht' geh'n?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über den Kopf zusammenschlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nir thun. Die geht eine Sach' nir an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß', wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeit lang geschwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Aeckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' geh'n, kann Keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!"

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

„Nun?" fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von sich that. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtstuben, der Feldwebel oder der Corporal?"

„„Laß du's nur die Valtinessin hören,““ entgegnete die Schmiedin, „„die würd' dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Corporal eintränken, wie sich's gehört'.““

„Du müßtest einen guten Tambauer geben, Lene, du braucht'st keine Trommelschlägel.“

„„Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.““

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtstuben was.“

„„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Recht's versetzen thät', du legt'st gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarr'n nicht vergessen. Spott' du nur, spott' du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Aerger. Und dir zum Trotz beschützen wir sie erst recht.““

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiseit'. Ich denk' schon lang' nicht mehr so, wie ich da red'. Du wirst mir immer caputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'.“

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck',“ sagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüth.“

„Wenn ich sein Gethu kenn', so ist's doch sein Ernst," dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck', Lene; versteh' mich recht. Wenn dir's angst wär', daß der Heiterethei was sollt' gescheh'n, das wär' Neugier, und ich kümmert' mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das ist, das der Heiterethei könnt' gescheh'n; guck', das ist christliche Lieb' zu deinem Nächsten, und da will ich dem Fritz einmal aufpassen und seh'n, was ich kann 'raus bringen. Heut ist die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm' an den Leinweg, da wird's finster. Wenn's wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßt's wunderlich zugeh'n, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm'."

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor Freude, daß er, wie sie sagte, so in ihr christlich Herz geseh'n, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, sein Lieblingsessen, für morgen Mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt'!" sagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergescheidte Gevatter Weberin doch nicht, die Alles besser wissen will. Wenn's nur was recht Schrecklich's wär', daß die einmal nix drüber wüßt'! Ich gönn' dem Annedorle nicht

etwa was Schlimm's, aber über das Schlimmst' kann man sich leichter trösten, wenn's einmal nicht zu ändern steht, wenn man's nur wenigstens weiß. Na, wenn's zu machen ist, der Tuckmäuser macht's gewiß. Und er ist doch nicht so gräulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um sie anzuziehen.

„So spät Feierabend, Annedorle?" sagte der Schmied, indem er stehen blieb. „Eure Bäs hat da schönen Lein."

„„'s ist eben noch nicht spät,"" entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „„Und der Lein könnt' auch größer sein.""

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einsam find't er's nicht gleich wieder. Geht ihr mit den Ulrichssteg, so seid ihr nicht allein."

„„Kann sein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Grüß' Gott.""

Dabei ging sie singend in einer anderen Richtung fort. Der Schmied hatte schon wieder ein „Das Mordmädle!" auf der Zunge. Aber — „Hm! dachte er weiter, kann auch die Furcht sein, was aus dem Mädle singt."

Und das wär' kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu verirren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüthe des Schmiedes an, — zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andere Dinge dafür hinein prakticirt.

Er geht immer duchsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Possen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

„Gut," meint er, „daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schling', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drinn in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt' Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!"

Immer duchsiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

„Nun müßt' er ins Wasser springen,“ lachte er leise vor sich hin, „sonst hab' ich ihn.“ Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Fritz. Und der Fritz ist's wirklich, der erst Miene macht, ins Wasser zu springen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgibt.

„Hm,“ sagte der Morzenschmied wie verwundert, „bist du's, Fritz? Aber was machst du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willst ein Bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewest, und in der Eil' hast du beim Auszіehn' die Aermel mitgenommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt.“

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann sein!“ gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, Niemand kam jenem ungelegener, als eben er, und das war ihm um so lieber.

„Ist's denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams-Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mir's doch gesagt? Ich hab' gesagt: das ist vernünftig von

dem Fritz. Aber die haben ihren Aerger deßwegen, und du kannst dich immerfort in Acht nehmen. Da am Leinweg ist mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der hast du's recht angethan."

An dem Rauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man, der Fritz machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz sagte in einem Tone, der leicht klingen sollte: „Die! Wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht' auch wissen, wie!"

„„Nu,"" entgegnete der Schmied lauernd, „„die ist ganz in dich verschamerirt.""

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen Andern als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: „Die Heiterethei und verschamerirt! Du weißt nicht, was du red'st, oder morgen ist der jüngst' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt."

Er schien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenschmied ist's, der mit dir red't. Zu viel kann eben so leicht Verdacht erwecken, als zu wenig." Da aber auch das Schweigen zu viel verräth, besonders einem so scharfen Ohr als dem des Morzenschmiedes,

so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgültiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: „Hm!“ Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton besser als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiterethei und verschameriren! Ich mein', das Mädle ist ein verkleideter Jung'. Aber — was ich sagen wollt' von dem Adams-Lieb und den Andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär' umgekehrt. Du wär'st in die Heiterethei verschamerirt.“

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heisere Lachen, das der Fritz ausstieß.

„Das ist die Wuth, daß ich nir mehr von denen wissen will,“ lachte der, und der Schmied sagte: „„Freilich, das ist's, und das mein' ich eben. Sie sagen, du paßtest dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber sie möcht' nir von dir wissen.““

Eh' der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verrieth dieses Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und sein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpassen!“ lachte er, „möcht' wissen, wo! Weidenhaun' geh' ich; da siehst du die Barte.“ — Er

schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: „Darin sollen sie auch Recht haben; nicht mit der Verschamerirung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein' ich." — Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: „Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt' lauern geseh'n, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck', mir mußt du nix weis wollen machen; was thust du denn jetzt da im Busch, wo die Heiterethei vorbei wär' gekommen, hätt' sie dir nicht den Possen gethan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willst's nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel."

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt', und wie die Heiterethei von dir red't."

„„Ho, ho!"" sagte der Fritz verbissen, „„vielleicht red't sie bald anders. Die Leut' wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab'.""

„Ja, und sie meinen," fuhr der Schmied fort, „aus

lauter Respect vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier ging'st und ein ordentlicher Kerl wär'st geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läpplesschneider: Respect muß sein im Haus."

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Fritz, als hätt' er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

„Guck'," fuhr der Schmied fort, „mir kannst du's sagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum"...

Der Fritz hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: „Kann sein, daß ich ihr auflaur', kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' bestellt."

„„Ja, das,"" fragte der Schmied, „„wo unter die Jacken sollt' zu verstecken geh'n, wenn du in's Reifhauen ging'st, daß die Leut'""...

„Ist's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„„Hm!"" sagte der Schmied, erschrocken; „„aber du willst doch nicht — du hast doch nicht etwa""...

„Nix werd' ich und nix hab' ich," lachte der Fritz, der sich besonnen; aber dieses Lachen hatte einen eige-

nen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum soll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich gesprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär' wüthend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringst, da wird Keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es einmal heißt wie bei dem Läppleschneider: Respect muß im Haus sein."

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wuth.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. — —

„So duchsig," dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Thür' hereintreten sah, „ist er noch nicht heimgekommen. Sonst duchst' er wohl auch, aber aus Duckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, so lang' ich ihn hab'. Und das Schlucksen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh' schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazubringen."

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: 's ist nix, und ich will in's Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf."

Seine Geberden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein spezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er duchste schon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. „Daß du immer die feinen Hemder zur Aerbet anziehst! Hast du denn den Fritz getroffen? Nu wart doch nur. Ein Brandfleck ist's doch wohl nicht. Aber warum red'st du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer sein. So wirst du doch zeitig genug in's Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben geht's nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur ein Wörtle können sagen. Und es ist doch ein Brandfleck, du ruiniriger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag' nur wenigstens, willst du die Klöß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just wieder so zarte Schüßle. Das ist doch sonst dein Leibessen gewest.“

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtuug, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang' aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: „ich muß dir sagen, Lene, ich wollt', ich wär' derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen.“

„„Wo hast'n denn angetroffen?““ fragte die Schmiedin.

„Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch.“

„„Im Busch?““ schauderte die Schmiedin. „„Mitten drinn im Busch?““

„Mitten drinn.“

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drinn. Denn so viel Zeit verging, eh' er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdeß im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die anderen Weiber um sie herum, athemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Corporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

„Ja, guck',“ sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't.“

„„Aber was denn?““

„Daß er das thun wird.“

„„Was thun wird?““

„Das! — Ja, guck', der thut dir's gewiß und wahrhaftig noch.“ Dabei schlug er die Hände zu-

sammen, was die Schmiedin unwillkührlich nachthat. Das sieht sie all' die Weiber in der Wachtstube thun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

„„Der verdammt' Schlucken!““ fährt endlich der Schmied fort. „„Ja, guck', er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er gesagt, daß er unter der Jacken kann verstecken. Er hat das nicht so deutlich gesagt, wie ich's dir da erzähl', aber es ist gewiß und wahrhaftig; er ist wüthend auf die Heiterethei. Ich dacht' erst, die Sach' wär anders und hab' meinen Spaß mit ihm wollen haben. Aber — na, vor so einem Spaß bedank' ich mich. Er hat gesagt, die Heiterethei soll bald aufhören von ihm zu reden.““

Die Schmiedin schlug die Hände über ihrem Kopf zusammen. Sie empfand zugleich, wie schrecklich das sei, und auch, wie sie sich ausnehmen wird dabei, wenn sie's den entsetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht“ — sagte der Schmied aufstehend.

Die Schmiedin suchte während deß im Eßschrank unter den Kaffeetrichtern und Tassen. „Ist der Fenchelthee schon wieder alle?“

In der Kammerthür wandte sich der Schmied

noch einmal halb um. „„Daß du mir Niemand davon sagst. Wenn was geschäh', und die Leut' könnten, sagen, wir hätten's vorher gewußt . . .""

„Thee muß da sein für das Gottlieble. Das wär' eine schöne Geschicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menschen, wenn man sie braucht. Die Mäd hat sich in den Finger geschnitten, und die Gesellen kann man nicht von der Ruh' abhalten jetzt in der theuern Zeit. Was hilft's, ich muß schon selber in die Apotheken."

„„So kämen wir in's Teufels Küchen, hörst du?""

„Sag' mir nur nix," entgegnete die Schmiedin fast erzürnt. „Ich dächt', du kenntest mich doch."

Der Schmied verschwand mit einem bedeutsamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin setzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuse um die Schultern. Schon an der Stubenthür blieb sie noch einmal stehen. „So glaub' ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm, wie der Fritz selber. Die Mannsleut' sind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen ist auf der Gass' gewest. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilft's? Thee muß man im Hause haben," sagte sie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Hollunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie versammelt gewesen; es fehlte Niemand als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteste, und man wußte tausend schreckliche Geschichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der schlimmsten Art.

Die Weberin versicherte, daß sie nie die Hähne so ganz eigen und zu so ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. „Ja,“ sang sie dem unsichtbaren Rocken zu, an dem sie spann, und es war, als suchte sie das eigene Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, — „ja, wenn ich's nur könnt' beschreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock stoßen thut.“

„„Ja,““ meinte die Tüncherin, „„das bedeut't ander Wetter.““

„So, ander Wetter?“ sagte die Valtinessin. „Und ist's denn anders geworden etwa? Ist's nicht das best' geblieben? Nur noch zwei Mal haben sieso gekräht, daß ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz und wie hernachen die Würtemberger im Krieg seinen Schädel vom Rad' haben genommen und daraus getrunken im Schwanen-Wirthshaus. Die Weberin da ist meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wissen, wie die Hähne in Luckenbach kräh'n, und And're wissens besser, so weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab'. Und hier sitz' ich und frag': Warum hat mich's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?“

Die Frauen fürchteten, die Valtinessin könne, da sie eben im Uebelnehmen begriffen war, auch übel nehmen, wenn sie geständen, sie wüßten das nicht. Als sie schwiegen, setzte die Valtinessin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das besser?“

„„Aber,““ begütigte die Tüncherin, „„man red't ja nur, Frau Bäs Valtinessin. Und es ist wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören kräh'n, gar kein rechter Luckenbacher ist gewest. Sonst

hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtinessin nicht zu Leid gethan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher sein, der nicht allen Respect hätt' vor der Frau Bäs Valtinessin.""

Die Valtinessin war schrecklich in gerechtem Zorn, aber sie ließ sich versöhnen, und so bekräftigte sie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältniß wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Valtinessin nicht unrecht wär', so hätt' ich auch geträumt; denn warum? es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtinessin; man träumt eben, wie man's so in's Haus braucht. Die ganz' Nacht ist mir's gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? mein Mann hat mich zwei Mal aufgeweckt, weil ich so tief hab' Athem geholt."

Da die Valtinessin sich's von der Tischlerin gefallen ließ, so hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und bedeutsam wie die Valtinessin, doch etwas, das sich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den schaurigen Träumen, denn das waren sie alle, kam man auf noch schauerlichere Geschichten. Je schauerlicher die wurden, desto leiser wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, so fing schon wieder eine andere an. Denn wenn's so

still wurde, daß man das Rauschen der Weiden und das Kratzen der Hollunderäste am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch schauerlicher in der Wirklichkeit, als in der schauerlichsten Geschichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geschichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und sah plötzlich in lauter Todtengesichter hinein? Oder es stöhnte irgendwo in einer Ecke, und man sah doch Niemanden; was sollte da erst werden?

Wie es vor einem schrecklichen Ereigniß ist, das kommen muß; Jedem liegt's auf der Zunge, es vorher zu sagen, und es wagt's doch Keiner. Weil es ist, als müßt' es dann erst geschehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es Jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, spräche man es vorher nur warnend aus. Alle sahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte sie nicht fortlassen; mit oder wider Willen, bleiben mußte sie. Aber um ihr das zu sagen, mußte man die Geschichten unterbrechen. Und dann ward's still, wer weiß, wie lang'! und dann hörte man wieder die Weiden rauschen und den Hollunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an seinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der schrecklichsten Geschichte der Faden; just da, wo die Räuber im einsamen Wirthshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt ist, entsetzt nach seinen Pistolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es ist der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirthshaus so entsetzlich braus't. Und doch auch das nicht. Man ist ja nicht wirklich in jenem Wald-Wirthshause; man ist in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieses Brausen und Zischen klingt gar nicht so wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum ersten Mal. Aber es braucht erst das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entsetzten Gemüthern hinweg zu beschwören. Die Hälfte des siedenden Wassers mußte erst aus dem Kaffeetopf auf den Heerd laufen, ehe man begriff, das seltsame Brodeln und Zischen sei das allbekannte, täglich gehörte, das jede siedende in die glühenden Kohlen laufende Flüssigkeit hören läßt.

Der Gegensatz der sicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten,

daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Rathen von Neuem, — und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!" rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt'!"

„„Ja, wenn das so geschwind ging'!"" verzweifelte die Tüncherin. „„Auf's Rathhaus muß das Dorle, in die Gericht'.""

„Die sitzen auch, bis der Frau Tüncherin so was Gescheidt's einfällt," strafte die Valtinessin. „Da wär' das Best', das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh' sie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten auf's Rathhaus."

„„Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt,"" schrie die Beutlerin.

„Das kommt zu spät," schlug die Tischlerin die Hände zusammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Batzen gibt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim."

„„Aber wer weiß,"" ächzte die Tüncherin wieder, ob das Dorle so viel mit der Fuhr' verdient! Ich mein', da schickt' das Dorle gleich den Nachtwächter

und blieb' zu Haus. Da könnt' sie's halb abverdienen, was der Nachtwächter kost't.""

„Ja," sagte die Heiterethei lachend. „Ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht' ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken; ich blieb' eben daheim, und so wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei' ich nicht und geh' nicht auf's Rathhaus und schick' auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr in den Zainhammer. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„„Es ist schrecklich,"" spann die Weberin wie außer sich, „„daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt', daß man sie erst darauf legen könnt'!""

„Ach," sagte die Schwesterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geschichten hat man Alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh' noch was Andres drein kommt."

„„Ja,"" sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. „„Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen soll. Wenn's aber soll sein, so hat man seine Schuldigkeit gethan und braucht sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen.""

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Athemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein — zwei — drei — sechs“ — eine Reihe Karten lag da. Die Valtinessin griff an die Nase, um die Brille herab zu nehmen und zu putzen, die sie nicht aufhatte. „Wo ist denn das Unglück?“ sagte sie. „Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen,“ tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach', oder ist's noch nicht fertig? Ja, es ist doch. Aber wo ist denn das Unglück? Ist denn das das Eicheldauß und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!“

Den Andern ging's nicht besser als der Valtinessin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuschten Erwartung.

„Es ist nix mit dem Kartenlegen,“ sagte die Valtinessin. „Dummes Zeug ist's. Und wenn einer gewiß wüßt', es träf' zu, da ließ er sie sich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut sind, hernachen glaubt er's; sind sie aber schlimm, hernachen sagt er: Es ist dummes Zeug. Und das ist's auch.“

„Wenn die Evekathrine nicht falsch abgezählt hat,“ sagte die Weberin.

„„Oder falsch gemischt,““ sagte die Tüncherin.

„Ja,“ sagte die Schwesterleins-Evekathrine selber, „ich wollt' schwören, ich hätt's richtig gemacht.

Passirt mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer nach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist."

„„Und in der Gemüthsbewegung,"" spann die Weberin.

„Hm, ja," dachte die Baltinessin, „das könnt' sein. Dann schlug sie auf ihre Kniee. „Drum sitz' ich hier und sag': die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sich's ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies sich aus.

„Ja, spann die Weberin, als die Karte von Neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das sind andere Ding'!"

„„Aber,"" sagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, „„da ist freilich der Herzunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdauß. Aber das sollte doch eigentlich beisammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging.""

„Wenn's auch nicht beisammen liegt," meinte die Tischlerin mit wehmüthiger Freude; denn warum? Man weiß doch, daß es zusammen gehört."

„„Ja,"" sagte die Evekathrine, „„es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu.""

„Ach Gott, es ist doch schrecklich," drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. „Das arme

Annedorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Fritz. Und das Laubdauß, das ist eine schreckliche Gefahr."

""Ja,"" legte sich die Tüncherin die Sache zurecht. ""Es kann ja sein, daß er von Weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen.""

"Ach du Gerechter!" schluchzte die Beutlerin. "Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt' und so ein groß Maul und seine Augen ständen so schief. — Wenn auch die Statur anders ist, aber der Rock und die Schuhe, das ist doch der leibhaftig' Holders-Fritz."

"Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!" spann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

""Dummes Zeug!"" lachte die Heiterethei. ""Vorhin, da sollt's falsch gemischt sein, und jetzt fällt so was Keiner ein. Wenn's was bedeuten sollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das ist noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei sein, wenn ihm was soll gescheh'n.

Wenn ihr flennen wollt, so wartet doch wenigstens, bis was passirt ist, oder flennt wo anders. Mein Häusle ist an andere Ding' gewöhnt.""

Die Valtinessin aber rückte feierlich die Haube, dann schlug sie's auf ihren Knieen unwiderruflich fest: „Und obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, nu hat sich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklich's wird gescheh'n, das ist gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' Alles gut. Hernachen könnt' man sich doch christlich drein ergeben."

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Räthsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er saus'te in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Valtinessin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuren schwarzen Augen durch die Fenster herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche räthselhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich, noch räthselhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, sie besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen gewickelt.

Auf dem Wege hieher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großen Weiber auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in Kurzem nackt vor all den großen Weibern dastehen müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröthen auf ihrer Wange wird roth vor Schaam, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die erröthet.

„Aber was ist denn?“ lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„„Ach, es ist nix weiter. O, es ist nicht der Müh' werth, daß man's vor solchen Weibern sagt.““

„Und deßhalb hat sich die Baderin so außer Athem gelaufen?“

„„Ja, wenn's der Valtinessin ihr Athem wär,““ denkt die Baderin. „„Aber meiner!““

Die Valtinessin glaubte: „Sie will uns schonen. Sie meint, wenn sie's gleich heraussagt, wird's uns zu sehr angreifen. Aber hier sitz' ich und sag': Mög's sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halt's aus, es mög sein, was es will.“

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch schlimmer; deßhalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschlossenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen thät', hat er Meinen gefragt. Und ob Einer auf der Stell' todt bleiben thät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät' schlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es ist, wer weiß wie lang' her, hat Meiner gesagt, daß er mich so hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner ist gewest: du weißt auch viel, was lang

ist und was kurz. Denn ich hab' gedacht: wann soll er so gefragt haben, als die letzten Tag'?"

„„Ja,““ sagte die Tischlerin entsetzt, „„denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag' sein gewest.““

„So?" meinte die Valtinessin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab' ich gestanden und den meinen Finger von der meiner Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesprochen hab': Hier sitz' ich und sag', es wird gar viel gethan, was nicht gleich heraus kommt."

„Zum Beispiel," schaltete die Tüncherin ein, „es geschehen Bränd'."

„„Und Wolkenbrüch',““ fügte die Beutlerin an.

„O! Ach!" erröthete die Baderin; „ich hab's lang' prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„Die Heuchelei hab' ich ihm schon angeseh'n," sagte die Tüncherin, „wie er noch nicht hat können laufen."

„Das ist gewiß," meinte die Tischlerin, „daß er nix Gut's hat im Sinn. Denn warum? Ein Mensch, der solche Ding' gethan hat und hat's doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint', er hat ein gut Gemüth, das muß ein Erzbösewicht sein. Denn

warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst' hat gethan."

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber, was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, welches sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Thür zurück sah, daß sie damit die sämmtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiterethei lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa selber, Frau Morzenschmiedin?"

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her ist's, da vom langen Bau an. Wenn's nicht schon hinter mir aus der Schmieden ist gegangen. Ich hab' mich nicht umgeseh'n vor Angst. Und es ist gewiß noch draußen. Und ausseh'n muß es wie ein Besen."

„„Aber, Bäs Morzenschmiedin,"" sagte die Valtinessin kopfschüttelnd, „„wenn ihr euch nicht habt umgeseh'n, wie könnt ihr wissen, wie das Ding hat ausgeseh'n?""

„Ich hab's gehört," entgegnete die Morzenschmiedin. „Just, als wenn Eine hinter mir her kehren thät'."

Die Heiterethei wollte nachsehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten sich an sie und ließen sie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnöthig fürchtet," lachte die Heiterethei, „meinetwegen!"

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieser mit dem Nachsehen Ernst gewesen.

Die Schmiedin hatte sich's freilich ausgedacht, wie sie erst geheimnißvoll thun wollte und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu sein. Dann aber wollte sie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphiren. Denn dieses Mal konnte die Weberin sie nicht überbieten. Aber die Angst vor dem Dinge, daß ihr hieher gefolgt, hatte den ganzen schönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein sollte sie in ihrer Geschichte stecken bleiben, just wo diese am spannendsten wurde. Draußen vor der geschlossenen Thür flatterte etwas geisterhaft schnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, sollte man es für die Flügelschläge einer eilenden Taube oder für ein leises schauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verstummte. Alle sahen entsetzt nach der Thür.

Endlich versicherte die Beutlerin, „wenn ein Besen lachen könnte, so müßt' es klingen."

„„Der Morzenschmied war's,"" lachte die Heiterethei. „„Der lauscht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Besen anfingen zu lachen.""

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiterethei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sausen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das ist schon Zehn. Nein, es ist schon Elf. Und noch ein Schlag? Ist's möglich? Zwölf? Aber, um Gottes Willen! Wo ist die Zeit hin? Es ist ja, als wäre das Dorle erst vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das sagt Jede, und doch hat keine den Muth aufzubrechen.

Man rettet sich vor sich selber wieder in das Warnen und Rathen hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!"

„Um Gottes Willen, bleibt morgen nur daheim."

„„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht,"" lacht die Heiterethei. „„Das ist mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'.""

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle so frisch und lebendig mit uns red't, und morgen —"

„„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.""

„Dorle! Dorle! wenn sie euch morgen bringen!"

„„Dumm Zeug, und nu werd' ich bös'. Es kann Jeder machen, was er will. Und ich geh', und so ist's, und nu ist's fertig.““

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir seh'n uns nicht wieder. Wenn ihr todt seid, wird's euch schon reu'n. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr seid schon so gut wie todt. Ihr seid ein todt Mädle, und ihr bleibt ein todt Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!“

So klingen die Stimmen stöhnend und schluchzend durch einander. Es ist, als wäre das schon das Leichengeläute der armen, eigensinnigen Heiterethei. Bald scheinen die Töne zu ersterben, bald heben sie sich wieder zu voller Macht, wie man vom Thurme das Schwanken des schwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verschwinden, bald wieder hervorkommen sieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die selteneren und tieferen Pulse der Baltinessin doppelt erschütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste Andere. Wer keine Einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durch einander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der

Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Thränenströmen übergoß.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht auf's Neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit Einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: „Ihr Herr'n und laßt euch sagen." Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wo er tuten mußte, da sagte die Valtinessin: „Nun mög's geh'n, wie es will. Wir haben das Unsrig' gethan. Wir haben unsere eigene Sach' versäumt aus Christenlieb'. Ich wollt' gern was Ander's drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt."

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gesessen.

„Dummes Zeug!" sagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. „Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten lustigen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen."

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es ihm nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbesiegbare Lust sein, einen Genuß zu theilen, den eine Andere schon für Alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen; gewiß ist's, auch die Stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst der Gegenstand desselben gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der gesunden, kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, so lange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte sich diesem Widerwillen verbündet. Nun sie allein in ihrem Stübchen war, machte sich jener Einfluß erst allmälig und darum desto gewisser geltend. Sie fühlte sich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den sie früher

nie zu warten gebraucht, wollte diese Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, suchte sie selber ihn zu entfernen.

Noch diese Nacht, ehe sie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie gesagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da sind gewest, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt."

„„Ich mag's nicht wissen,"" entgegnete die Heiterethei. „„Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müssen hören; fangt nun ihr nicht auch noch an.""

„Ja, guckt," begann die Annemarie dennoch, „wie ich so gelegen hab', da ist auf einmal ein Mann an mein Bett kommen."

„„Dummes Zeug!"" sagte die Heiterethei. „„Die Thür ist fest zu gewest.""

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja auch nur ein Traum."

„„Warum träumt ihr auch?""

„Ja ihr meint, Bäs Annedorle, weil ihr in eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin gewest, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, hernachen und so ist er da, da mög' man wollen oder nicht."

„Ihr fürcht't euch doch nicht gar davor?" fragte sie, als sie die Gänsehaut an den Armen der Heiterethei sah.

„„Ich fürcht' mich vor nix,"" entgegnete die Heiterethei. „„Und ihr habt's euch nur eingebildet, es träumt' euch, ein Mann ständ' an euerm Bett. Wer weiß, was das ist gewest!""

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh' ihn noch so deutlich vor mir, wie ich euch da seh'."

„„Warum habt ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.""

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips sagen."

Die Heiterethei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was solch ein Traumbild mit einem hülflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von Anderen erzählen hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenstererscheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

„Und der Mann," fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. O, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich selber gangen ist."

„„Und das habt ihr gefühlt?"" fragte die Heiterethei.

„Ich spür's jetzt noch," entgegnete die Alte.

„„Und seid auch nicht munter geworden?““

„Behüte.“

Die Heiterethei stellte sich das Traumbild der Annemarie nicht als ein wesenloses Gedankengeschöpf der Alten selbst, sondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube sich Gespenster denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erschienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn sie bewegungslos und schlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen, guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen.“

„„In der Kirchen? Und seid nicht aus dem Häusle gekommen?““

„Im Traum, Dorle“ —

„„Wenngleich, aber warum seid ihr hingangen in die Kirchen? so bei Nacht?““

„Ja, ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will.“

„„Habt ihr's denn nicht gewollt?““

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, so schnell ist's gangen.“

Auf der Heiterethei Wange zeigten sich wiederum die weißen Druckflecken, als sie schwieg. Endlich fuhr sie auf: „„Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in euer Stüble. Es ist nunmehr

Zeit. Morgen müßt ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort.""

„Aber wie ihr seid, Dorle! In den Zainhammer wollt ihr morgen, so sehr die großen Weiber haben gebarmt, wo ihr vielleicht bei Nacht durch's Ulrichsholz müßt. Wo euch wirklich was kann passiren, da fürcht't ihr euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix ist, da fürcht't ihr euch. Denn wenn einer vorüber ist, so ist er vorbei, und es bleibt nix haften davon. Das ist, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan."

„„Wenngleich!"" sagte die Heiterethei. „„Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix lassen. Von Fürchten übrigens ist da kein' Red'. Nu geht ihr 'nauf und schlaft wohl, und so ist's, und nu ist's fertig.""

„Sie läßt sich einmal nicht abhalten," hatte die Annemarie gesagt, indem sie mit schweren Füßen ihr Stübchen erstiegen. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelassen, wozu sie in der Heiterethei Dabeisein den Muth nicht gehabt. Aber dazwischen hatte sie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geschüttelt und gesagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch Jed's sein wund Flecke, und säh's noch so gesund aus."

Wir wissen nun, warum die Heiterethei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor dem Träumen war ihr

wieder gekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichts desto weniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hülflos schlummernd sich Alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: ich bin wach, und hielt sich zum ersten Mal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmüthig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehen, auf Vorwände sann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt sie's nicht mehr im Bette. Ihr erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Gluth der Schaam in's Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit Eins die ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken, und sie wieder die Heiterethei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten ruhig kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das thauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen. Es drängte sie geradezu, mit Jemandem anzubinden, und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen, was sie sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagniß verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Uebermuth agirte sie dem stillen

Walde die ganze Abschiedsscene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hülferuf, nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott“ oder „Dank' schön“

berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da immer seltener und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnißvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltener Athem säuselte es jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich umzusehen. Jetzt schleift etwas durch die Büsche. Dort ist's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort schleift es, als zöge einer einen schweren Körper in die Büsche sich nach, und die verbogenen Zweige schnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verschwindet, und wie aus der Erde gewachsen oder plötzlich aus der Luft verdichtet,

wird dafür etwas sichtbar wie Umrisse einer ungeheuren, abenteuerlichen Gestalt.

Aber es ist kein Schreckbild, kein Gespenst, was da sichtbar wird.

„Guten Abend allein," sagte eine Frauenstimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr, was erst von fern ein bloßer Schimmer und, näher kommend, ein Schreckbild schien, das sind mehre große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

„„Schönen Dank,"" entgegnet die Heiterethei und richtet sich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke spalten sich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Trost bemerkt man, der Mond müsse aufgegangen sein, stecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erst heraus kommt! Es ist Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten Beide und lassen die Karren nieder; Beide wischen sich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin sagt: „Ihr müßt es sein."

Die Heiterethei wundert sich, wer sie sein soll.

„Ja, ihr seid groß und stark, und vorhin schon, wie ihr auf mich zugekommen seid, hab' ich's an dem Klir-

ren gehört, ihr habt Eisen geladen. Ihr seid's! Nach euch hat er gefragt —"

„„Gefragt? Nach mir? Möcht' ich wissen, wer!""

„Ob ihr mir schon begegnet wär't. Aber, Gott sei Dank, ihr wart's noch nicht. Und wenn ihr's schon war't, nein! dem hätt' ich's nicht gesagt. Dem nicht. Und hätt' ich nicht die Art geseh'n, wie sie hat geblinkt! Er hat sie mit der Jacke zugedeckt, ich hab' sie nicht sollen seh'n, aber sie war 'zu groß; ich hab' sie doch geseh'n."

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den anderen rieselte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich mich fürcht'," sagte sie erklärend zu sich selber; „sondern, daß ein Mensch so was soll können vorhaben."

„Ja," ich will's euch nur verzählen," begann die Bäuerin wieder und setzte sich auf ihren Karren zwischen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenstund' hab' ich schon nix Anders in Gedanken gehabt, als: Wenn ich sie nur sollt' sprechen! Wenn ich ihr doch nur sollt' begegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da, hab' ich gedacht, er ist nicht euer Bruder, wie er hat gesagt. Aber warum fragt ihr denn? hab' ich gesagt. O, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen er gewesen ist. Es wär' nicht sicher da im Ulrichsholz, hat er gesagt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich selber. Und wenn ich euch begegnen thät', sollt' ich nicht thun, als hätt' er

nach euch gefragt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich wieder. Und weil ich hab' wollen wissen, wer er ist, da hat er gethan, als hört' er's nicht. Und weil er so gethan hat, da sind Leut' gekommen, und das sind Leut' aus der Stadt gewesen. Ich hab' ihm in's Gesicht wollen sehen, da ist er fort gewesen. Die Leut' aus der Stadt haben aber gleich gesagt: Wenn das die Heiterethei wüßt'! Und wenn ich ihr begegnen thät', so sollt' ich's ihr um Gottes willen sagen. Und weil ich denk', daß ihr die Heiterethei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß ihr dem in die Händ' lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn ihr mit wollt, so kommt."

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rath befolgt, wußte sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin sollte erzählen können, die Heiterethei habe sich vor Jemand gefürchtet, sei vor Jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären," sagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch oben drein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher kehr' ich nicht um. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an allen seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehen, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiterethei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich gethan," sagte die Heiterethei; „aber nun ich gesagt hab', ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein Kind hinter seiner Mutter?" — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum ersten Male vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und eben so ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

„Dummes Zeug!" sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete." Und im Gegentheil hatte sie nun erst recht Lust, in den Blutgrund einzubiegen; obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebener und

breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken, wie hier.

„Fürchten thu' ich mich nicht. Soll ich deßhalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil Eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht thu'? Und wo's nicht einmal Jemand sieht!"

So dumm wollte doch die Heiterethei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sich's auch nicht gestehen, wie viel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Kirchthurme funkeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiter hin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von Neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pst" sich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl'," flüsterte eine Stimme, „und macht, daß er euch nicht ansichtig wird."

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blasses Gesichtchen taucht' neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine, lahme Walkmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich stützend, auf ihrem gesunden Beine, so hoch sie kann. Mit dem mageren Aermchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichssteg, dort steht er und lauert schon eine Stund' lang. Macht geschwind fort, sonst wird er euch noch gewahr."

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geschehen lassen. Im nächsten Augenblicke ist's wieder so dunkel dort als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht; und wär's ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einen Tumult der entgegengesetztesten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefsten Herzen auf; dazwischen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durcheinander hin.

„Also ist's doch? Also doch lauert er mir auf? Und was hab' ich ihm gethan? Warum gerad er?"

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeschichten der letzten Nacht wachsen aus dem Boden vor ihr auf wie riesengroße Schattengestalten und dräuen sie zurück. Sie sieht die Haube der Valtinessin, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurückhalten will. Sie sucht Hülfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib ist doch kein Mann!“ Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblicke. Aber sie fühlt, jetzt ist er ihr Herr. Sie biegt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr gerathen hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Schaam wie eine Flamme in's Gesicht. Sie hört seinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott schon in Gedanken. Unwillkürlich thut sie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Ueber die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ist's nicht besser, sterben, wenn's sein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbstverachtung Preis gegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Beute? Denn die Warner bringen Rath dahin, aber kein Brod. — Als ob man sterben

müßte! als ob es ausgemacht wäre, der Holders-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn er's wäre! Und trotz seinem Beil! Naht sie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen versteckt, kann er sie nicht sehen, das Beil nicht heben, bis sie an ihm ist. Im weichen Grase rollt der Karren nicht, klirrt das Eisen nicht. So mit dem Vortheile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung Eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei ist schon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wir müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob er's um die Heiterthei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen seiner Cameraden und dem Holders-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir, nach dem Zank über den Karren hinüber, sie sich selbst überlassen, nach „der Schwane."

Nicht weit von unserem Ausgangspunkt klingt uns schon Musik entgegen. Zuweilen wird diese von dem

Geschrei vieler durch einander zankenden Stimmen übertönt. Dann macht ein lustiger Juchhe-Ruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams-Lieb schüttelte sich vor Lust beinah aus seinen Kleidern heraus, die eben so wie sein gewöhnliches altkluges Wesen auf den Zuwachs berechnet schienen. „Die sind schon über einander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht."

„Aber wie bist du nur heint?" unterbrach er sich selber. „Ich mein', du hast deine Ohren bei deinen Gedanken stecken, und die sind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran ist."

Der Fritz schwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wissen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches umschlungene Schattengestalten, sich lautlos drehend, hinweghuschen, ist „die Schwane."

„Fritz!" schrie ein Anderer, du wirst doch nicht in das Deichle laufen?"

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingerathenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verlechzen bewahren sollten. Davon stieg eine Verbindung

von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Cameraden hätte entbehrlich machen sollen.

Wenig Schritte noch und sie sind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirthsstubenthür der Schwane.

„Geh'n wir nicht gleich 'nauf in den Saal?" fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. „Ja, du willst erst einmal trinken," beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Cameraden intonirten das classische Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um." Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Aerger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Bier, Kätterle," rief der Holders-Fritz; „aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zuviel."

„„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst,"" sagte der Adams-Lieb; damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen.""

Aber der Fritz entgegnete: „Dumm's Zeug!" und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

„Er ist noch auf die Heiterethei wild," sagte ein Anderer.

„„Der wird er's schon zeigen,"" meinte der Adams-Lieb. „„Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul', sagen sie, bist du der Gescheidt'st, aber auch der Allerwild'st gewest. Und so hast du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm und hernachen, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!""

„Gelt," fragte ein Anderer, „mit dem Morzenschmied bist du in die Schul' gangen? Hernachen ist der Kaspers-Andres dein Camerad gewest. Und nach diesem der Tuchscheerer in der Weidengaß'."

„„Das sind alles alte Philister geworden,"" lachte der Adams-Lieb. „„Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßthurm auf seinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht't, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix und so muß ein rechter Mann sein. Aber nu geh' zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag' ich dir. Wenn du noch lang

machst, geh' ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es gibt.""

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdeß beginnt der Holders-Fritz alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterethei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe Recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selb[illegible]würfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. [illegible] waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nöthiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederm den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt', ich thu's, weil sie's hat gewollt, nun geht's nicht!" Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie nothwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt," sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin."

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. „Wenn doch einer käm' und was thät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!" denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein Anderer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die hau'n sich da oben und wissen nicht warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine

zwei Parten, die's auf einander halten, sonder Jeder haut, was ihm vor die Faust kommt."

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirthsstube hereingeschossen. Aus eigener Macht, ohne fremde Nachhülfe, hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hülfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

„Nur her," schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!"

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdeß waren dem widerwilligen Eindringling mehre gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! hetz!" der Heiterethei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundert Mal gesehen, aber halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Bedürfniß ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm

seine Gutmüthigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiterethei hat haben wollen!“ Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr, wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an,“ schrie indeß der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!“

Er erreichte seine Absicht. Denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Thüre frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirthsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinander flog und stückweise durch die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarer Weise hatte er in den Zimmern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammengehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgescheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um

fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten im Stande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Clarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Ueber Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes sausendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündfluth. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah hoch über Allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fensterscheiben verschnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir Beiden sind die Sieger."

Aber schlimmer als außer ihm sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. „Dem Schwanewirth" mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammen zu bringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie Jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit los geworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um, aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, solle die Heiterethei nicht triumphiren. So hatten sie das Loos der Zimmergesellen getheilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als

Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, gränzenloser Ekel.

„Bursch!“ fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen Anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun ist's aus mit dem Wildthun, das sag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!“

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den Anderen aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf seiner Schnitzbank in den Städeln sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchthurm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum ersten Mal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachtheil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdrießlich, und sein ver-

bleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermutheten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

„Wo sind die Gesellen?“ fuhr ihn der Meister an. „Ist's etwa Sechs, daß du erst kommst?“

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäster ist schon auf!“

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.“

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können, aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie sie ging.

Zum Ueberflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb, wenn man nicht bessere Arbeit liefere, müsse er weiter gehen.

Sonst war des Holders-Fritz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten, das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, sich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gesellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren eben so erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie, langsam und mit Gähnen daher schlendernd, den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Salfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses Mal geschah das Gegentheil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Theil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden, als diese selbst. Ihm schien's, als beseitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die ersteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Aenderung, welche der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte wo möglich den Leuten zum Trotze geschehen.

Die Leute hatten natürlicher Weise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmenswerth gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifalls-Bedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beisatz von abgezwungenem Lob oder gar Be-

wunderung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählig vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüth sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr geflissentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deßhalb das Gegentheil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieselbe. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste, beste Wirthshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegentheil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine

Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen wären.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forschen. Es kam auch Mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu bestellen. Hörte der Fritz sein wildes Wesen loben und bewundern, dann freute er sich und sagte: „Ja, denen zum Trotz soll's anders werden.“ Tadelten sie ihn aber und wünschten, er möge sich bessern, dann war es gut für den neuen Entschluß des Fritz, daß er gegen seine Haare gewüthet hatte. Zum Glück geschah das Erstere öfter als das Letztere. „Wenigstens sollen sie nicht denken,“ sagte er, „daß ich's thu'.“

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht gerathen wollte, schnitt er zuweilen wie rasend in die Reife hinein. Dann sagte er sich: „Pfui, Bursch! Das ist immer wieder das alt' Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Trotz werd' ich ein Anderer!“

Mittags ließ er sich das Essen holen. Er konnte sich denken, die Großmutter, die ihm sein Hauswesen besorgte, werde selber kommen, um zu sehen, was er mache, weil sie an seinem unberührten Bett bemerken mußte, er sei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn sie ihm seinen Aenderungs-Entschluß anmerkte, würde ihm diesen verleiden.

Allmählig begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust davon wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie immer besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andere Empfindung, als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in welches selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan; er

kann und darf an einen Anderen glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten so schön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste Anderer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, ist am Abend Alles thätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüthen nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet Alles um den Preis, den er bereits in der Brust trägt. Alles will so zufrieden sein können, als er es ist. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute schlummert; er hat ihn mit den Leuten vergessen.

Hat er auch die Heiterethei vergessen? Sie wird schon sorgen, ihn an sie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh ist, vergessen zu haben.

Denn das ist sie doch, die umschlingend und umschlungen da drüben mit dem Nagelschmiede geht? Der ist's, es ist sein Stadelgarten, der zweite nach Reik zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei ist's auch; es gibt nur Ein Mädchen so hoch und schlank in Luckenbach. Es ist ihr kleiner Kopf, der lange Ober-

leib und die schmale Mitte; es ist der rothe Unterrock, und es ist auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es sind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn sie sich der ganzen Welt entgegenstemmen wollte.

Dem Holders-Fritz schießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Gesicht. Er hatte den schlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfassenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wissen, umgeknickt. Er ist zornig, ohne zu wissen, warum.

„Also so ist die?" lachte er grimmig vor sich hin. „Ich geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint sollt' den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernachen"... Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär' er der Heiterethei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunst zu gewinnen. Und das ist ihm nie eingefallen. Nein, aber daß sie so ist! Aber das ist auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie sie ist? Aber dann soll sie auch Anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er sich wieder wendet, sind Beide fort. Er muß über sich selber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigsten. Aber

das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es ist sonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein Anderer soll's auch nicht.

Nun soll er erst merken, was gesunde Müdigkeit für ein schönes Ding ist. Ohne sie hätte er weder so zeitig, noch so ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlafen können, als er that.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was ist das für ein anderer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft, oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange, wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltener und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnet er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er sich

Gewalt anthun, daß er nicht sein Verfahren von vorgestern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildthun gewesen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in sich, als seine ehemaligen Kameraden. Er macht sich über Alles seine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weil's sein Lehrmeister so gemacht hat, dem's wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht Manches anders. Eins mißlingt, dafür gibt ihm das Gelungene, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran seh'n, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfirt er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der

macht's. Ich möcht' wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt' seine Freud' haben, oder ein Kaufmann; denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach', die ist vollends in die Luft geblasen. Er sieht's kein Mal ganz vor sich, was er hat gemacht, daß er sich könnt' drüber freu'n."

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigstens die Leere, die dem vereinsamten Menschen nicht ausbleiben kann, wenn es sie auch nicht erfüllt. Allmählig aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es ist.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern seine letzte fertige Arbeit, die draußen steht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner," sagte der Eine, „und ich mein', nicht der ungeschicktst'. Aber so was von Arbeit hab' ich doch noch nicht geseh'n. Mein alter Lehrmeister ist der geschicktst' gewest im ganzen Land, aber das hat er nicht können machen. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht ist! Das ist eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meister sprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorsam, sagt, der Meister sei nicht daheim, und in seine Werkstatt dürfe er auch Niemand lassen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er sie hineinlasse; sie seien Freunde, dem Meister könne es nicht schaden.

„Ja," sagt der Andere, indem Beide gehen, „glaub's schon, daß er Niemand in seiner Werkstatt leiden mag, und Büttner am wenigsten. Da muß Manch's abzugucken sein."

Was ist das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er sich hätte schämen müssen!

„Ja, Denken," sagt der Fritz vor sich hinlachend auf seiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er starke Arm' hat am Leib. Stärk' und Gesundheit sind viel werth, wenn sie richtig gebraucht werden. Und dazu ist das Denken da. Wie oft hab' ich meine und Anderen ihre Stärk' und Gesundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder nur einen Finger davon, ich wär' der elendst' Mensch; und hätt' ich einen Anderen drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählig ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen,

aber so wie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sclave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Fügen, sei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Kosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abend-Spaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins Einzelste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: „Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!"

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt sie sich um ein schlankes Blüthenbäumchen und wendet

sich schnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenstrauch steht. Im Muthwillen springt sie über den Hag in den Nachbarsgarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Hag in den Garten des Holders-Fritz hereinwill, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen mit einander. Sie macht sich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!" droht der Nagelschmied. „Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber es thut verdammt weh."

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm nieder und sagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm." „„Ja,"" lacht der Nagelschmied, indem er sie umschlingt, „„das bist du, Annedorle, sonst hätt'st du dich nicht lassen fangen.""

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter seinem Mehlfäßchenstrauch — so laut, daß die Beiden erschrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo sie hergekommen sind.

„Sie ist's ja nicht, es ist ja gar nicht die Heiterethei!" wiederholt er wohl sechsmal, und lacht immer wieder dazwischen. Er lacht, daß sie's nicht ist, wie er sich geärgert, weil er meinte, sie sei's. Sonst hat er

keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenscheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er sonst vor Freude thun soll. Aber die Thür gibt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank sitzen, legt die Hände auf seine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau ist gewest?" sagt er vor sich hin. Es hat schon lang' geheißen, der Nagelschmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz sonst wenig gekümmert, drum hat er's vergessen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja," meint er, „der Nagelschmied ist nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er Jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken ist doch nur eine halbe Sach', wenn man Niemand hat, dem man's sagt. Und ich wär' noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt', das sich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden sind, wenn sie haben geheirathet gehabt. Und hätt' ich auch geheirathet, ich könnt' schon lang' da sein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu sein."

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur sie noch größer machen.

Und es freut ihn nicht mehr, weil er's Niemandem mittheilen kann.

„Wenn du mich doch hätt'st zur Frau, da könnt' noch ein Mann aus dir werden!" Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, sie hat auch darin Recht gehabt, die Heiterethei. Und sie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was sie mir am Gründer Markt hat gesagt. Und es war gut, daß sie das hat gethan. Und wenn ich mir's recht überleg', so hab' ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab' folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt' sagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und sie thät' sich drüber freuen."

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig theilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am anderen Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd blei-

ben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig noch über schlimmen Planen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn gränzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen —, am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte.

Das „Fräle" schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgetheilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck', Fritzle, es wär' freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr alt gewest, da hast du armer Jung' schon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gstens hätt'st Geschwister gehabt; mit denen hätt'st du dich verstanden, und es wär' Manch's von euch gered't worden, was gut wär' ge-

west. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräle reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser mit einander wollten reden. Da red't der Ein' Französisch und der Ander' Pariserisch, und hernachen weiß Keiner, was der Ander' eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab' ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal so weit aus dem Gröbsten wär', daß er könnt' frei'n. Und guck', wenn einer auch ist wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed' Kind ist hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wo drinn er steht. Nu, du wirst dir das alles besser ausdenken, wie's ein alt Fräle dir kann sagen. Und wenn dir's nicht recht ist, so ist's eben auch ein Wort gewest. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Valtinessin hat merken lassen, ihre Ev' gäb dir keinen Korb. Die Valtinessin ist eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten sein. Guck', ich bin ein arm Mädle gewest, wie mich dein Härle (Großvater) selig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht, eine Reiche müßt's nicht sein, wenn's

nur eine wär', wie sie für dich passen thut. Es ist nix leichter, als Frau heißen, aber damit ist's noch nicht gethan. Guck', die Heiterethei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt', ich braucht' nicht lang zu suchen."

Der Fritz saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei derselbe Gedanke schon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermuthete Zusammentreffen.

„Ihr seid nicht gescheidt," sagte er dann. „Ihr habt Einfäll' wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, nnd bei der Heiterethei, da käm't ihr auch schön an."

„„Ja, du meinst,"" entgegnete die Alte, „„wegen ihrem Gethu? Es ist aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird gesagt: willst du frei'n? oder wenn Einer sagt: willst du mich frei'n? Und einem armen Mädle klingt sell (jenes) wie Spott. Und so haben's die Leut' ihr oft gesagt. Frag' du sie nur, Fritzle: willst du mich? du fragst gewiß nicht fehl.""

Der Fritz zog die Beine wieder an sich und setzte die Füße vor sich auf die Schnitzbank. „Ihr seid ein dumm's Fräle," lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil sie arm ist. Ja, seht ihr, ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie ihr seid, hat's auch nicht nöthig. Aber

ein Mann, den macht erst das Denken. Wer fleißig ist, der ist nicht arm. Das sind nur die Leut', die nix machen und sich umseh'n, wo von selber was kommen könnt' für sie. Na, ihr versteht das nicht. Wenn ich einmal will frei'n — ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt euch nicht merken, wie ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' sollen nicht meinen, sie sind schuld. Und wenn ihr sagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte ehrliche Herz so froh, wie seit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmesser wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf seine Kniee; dafür schnitzte er im Kopf an einem Entschlusse. Das Holz, daraus der Entschluß werden sollte, war verdammt hart und voll Aeste. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Messer darüber hin rutschte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hätt'st," begann sein Selbstgespräch — „ja, wenn sie das nicht im Zorn hätt' gesagt! Und das: du denkst, dich möcht' ich? dich? das war ein dicker Ast. Und wenn du einen Rock anhätt'st, und der wär' aus lauter Thalern gemacht, und an jed's Haar wär ein Ducaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich Einen möcht'. Aber ich mag gar Keinen! Aber das hat sie eben auch im Zorn

gesagt. Der Adams-Lieb und die Anderen waren dabei und ich selber, und ich hab sie erst in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's eben so gemacht an ihrer Stell', und ich thät's heut noch, wenngleich ich innerlich nicht so dächt'. Ja, wenn man wüßt', was sie sich innerlich dabei hat gedacht, hernachen! — Und das, was das Fräle hat gesagt wegen ihrem Gethu? Solch ein alt stumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo sie schneid't. Den Reif da, wo noch seine Rinden hat und ungespalten ist, den mach' ich auch nicht so um die Stutzen herum. Und ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht gespalten gewest. Sie hat gemeint, wie ich damals bin gewest, und da verdenk' ich ihr's jetzt selber nicht, wenn sie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn sie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man schon könnt' sagen: Wer was gescheidt will anfangen, der muß den Meister Holder fragen! Und wenn sie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und thät' sich groß damit, der Holders-Fritz ist wie dem Herrnmüller sein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm' ich doch nicht? Oder so; denn sie hat verwünschte Reden, wenn sie anfängt."

Ohne es zu wissen, zerhieb er mit dem Schnitzmesser den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!" sagte er dann; „das Wildern ist vorbei." Er packte sich selber mit der nervigen Faust vorn beim

Hemdekragen. „Ich will doch über dich Herr werden, Bursch! Du sollst doch nicht der Einzig' sein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Fritz wieder! Das ist was Recht's, einen an der Gurgel packen. Das ist's nicht, sondern Denken macht den Mann!"

„Ja, wenn man halt wüßt', was sie innerlich meint," setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatze stand. „Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die verwünschten Leut'!"

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt. Es ging ihm wie allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten ist's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär' er wieder unter sie getreten, hätt' er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders sei als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas Anderem vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei Allen voraus, er meinte, ihnen sei es eben so eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet Jedem etwas Aehnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was Andere über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst

von Jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

„Das Fräle mag ich nicht schicken", dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich schämt' mich, wenn ich's ihr sollt' auftragen. Ich könnt' die Heiterethei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt'? Sie ist immer die Letzt' herein vom Feld. So daß sie meinen müßt', ich käm' so zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' passen, wenn sie einmal allein wär', und auch Niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich thu's! Und die Barten da nehm' ich mit. Wenn mir doch Jemand begegnet, daß er meint, ich geh' Weiden hauen. Finster ist's g'nug! wenn ich noch den Rock umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken sie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach America!„

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein ander Mal war sie nicht allein, ein drittes Mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, desto versessener wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde,

los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen, oder sie offen in ihrem Häuschen oder sonst wo aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geflissentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein Anderer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiterethei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlige wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und sich selber zum Trotze.

Er stand schon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiterethei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Respect vor ihm bekommen und bereuen, was sie gethan.

Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in seiner Werkstatt an.

In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hörte er da die Stimme der Heiterethei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

„Meinetwegen," sagt er trotzig zu sich selbst, „ich geh' in meine Werkstatt." Er that das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war das Letztere gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verrathen, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hatte die Heiterethei gesagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eisen da sein. Aber im Zainhammer ist's immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach

Reif gegangen. Hernachen finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!"

„„Das Annedorle muß nur recht tribuliren,““ entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heierethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein sieht, der kann sie wohl für hübsch halten, doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiterethei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiterethei ist an jedem Gliede voller, als die Nagelschmiedin; und doch im Ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltenen Gestalten, die ganz und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein nothwendiger Bestandtheil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesenkerns.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie geputzt an seiner Seite ginge.

„Du bist mir der recht' Denker'!" sagt er zu sich. „Da hätt'st Du gleich daran denken sollen, daß der

Morzenschmied ein Tuckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau mit der Heiterethei geh'n, sonst probirt' ich's heut noch, dem Tuckmäuser zum Trotz, ob ich mit ihr sollt' zum Sprechen kommen. Aber nun geschieht's morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zu Abend."

Und mit dem Beginne des nächsten Zwielichts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

„Wenn sie aber den Bühel fährt," meint er, verpaß' ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl vorbei, den geht sie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichssteg wart', da kann ich sie nicht verfehlen."

Und auf dem Ulrichssteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie ist's so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmüthig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Fritz sollt's auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus

deu Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglückssteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunter sieht, dann blinkt das Wasserrad der Walkmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell soviel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all dieses ängstliche Bemühen gilt, theilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne, daß er weiß, warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

„Heint muß ich erfahren, wie sie meint,“ sagt der Holders-Fritz vor sich hin. „Will sie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' sein und führ' ein Leben mit ihr, wie der lustig Herrgott von Frankreich, einen Tag schöner wie den anderen. Da sollen die Leut' einmal seh'n, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach' versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag geh'n wir zusammen nach den Felsenkellern, oder zum Tanz wohin. Die Leut' sollen Respect haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauftanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarr'n, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren Sie soll nir

als kochen zu Haus, und was sie selber sonst will thun. Wenn ich einmal sterb', soll sie denken: so lieb hätt' mich doch kein Anderer gehabt! O, ich will's schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur auf's Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht so leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab'!" —

„Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das kurios aussieht. Alles drum 'rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarr'n sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten thät'. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünscht, wär' sie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu ist's weg. Nu ist's dort wieder so finster, wie überall sonst. Aber nunmehr müßt' ich sie doch den Weg seh'n kommen daher, wenn auch nicht mehr so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat so wunderlich gethan. Hat sie's dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg geseh'n? Aber hernachen müßt' sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich sie sah.

Die Leut' reden von Ahnungen, wie sie's heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär' mir's hernachen, ich stürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung gewest, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir . . ."

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden wollte. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiterethei über sich; so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Athmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braus't

es, als läg' er unterm Walkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrothes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag. Das rothe Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigene Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als Einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Liegenden. Der Wasserspiegel schließt sich und zeigt gleichmüthig der stillen Nacht ihr Bild.

So, zu langsam und doch zu schnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angstschweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht gewesen. Da gaukelten nur unbestimmte Erwartungen um sie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute stand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was sie selber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es sie, sich zurück zu rufen, was sie gern vergessen hätte, und hätte sie alles mit vergessen müssen, was sie in anderen, glücklichen Nächten so gern gedacht. Und mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geschenkt. Erst die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Besinnung die Angst vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es sie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu sehen, ob er noch lebe! Und warum sollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen so seicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er todt war. Ein so tiefes Mitleid entband sich so seltsam und plötzlich aus seinem Gegensatze. Ein beredterer Anwalt sprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe sie selber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge sie, und als müsse sie sich verwundernd besinnen, was sie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Nothwehr geübt. Nein! ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfniß, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswerth erschien.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? jetzt, wo

jeden Augenblick Jemand sie sehen konnte? Und wenn sie sich dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgültig, ob man sie sieht? ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? „O, ich wollt'," stöhnte sie vor sich hin, „sie machten mich auch todt!" Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher mit einander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängniß! Zwischen den engen Steinwänden soll sie still sitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehen und sich von Männern ins Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß, was! stundenlang! Und dazwischen

ist's so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie gethan. Und die Leute — aber die Leute wissen ja, daß er sie verfolgt hat; sie alle können's bezeugen, sie alle haben's gesehen.

Und so oft sie im gezwungenen wieder und immer wieder Durchleben der Ereignisse der schrecklichen Nacht an diesen Gedanken kommt, dann wünscht sie den Tag herbei, den sie doch fürchten muß. Dann sind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird sie gewiß, daß sie die That thun mußte, daß sie Nothwehr war, und Nothwehr ist erlaubt. Ja, sie hat nur Nothwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken sehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte sie in ewiger Angst leben? Nein! lieber sterben, wenn es sein muß. Aber muß es denn sein? Soll sie sich nicht wehren? Und wieder stand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt sie mit dem Muthe der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder stürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt sie sich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht' nur wissen, was mir gewest wär', daß ich ihm das hab' gethan!" Und wieder endeten und wieder begannen die Ereignisse der Nacht ihren schwindelerregenden Reihentanz vor den fieberisch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt eben so wie jeder andere.

Die Heiterethei begreift nicht, daß sein erster Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr Alles so anders ist. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders aussehen als sonst. Aber der Tag kommt eben daher, wo seine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt so blau und golden, als wüßte er sich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, so ist's auch nicht ein Bote des Criminalgerichtes, so ist's nur der alte Holunderbusch, der sich behaglich in sich hineinschüttelt im lustigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereignissen der schrecklichen Nacht.

Die Heiterethei sieht jedes Kleidungsstück, das sie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem sie sich wäscht, erzählt immer noch die alten Geschichten und nichts von der gestrigen Nacht.

Wie sie alles Andere so fest sieht im alten Geleise, möchte sie an sich selber zweifeln. War alles, was sie erlebt zu haben meint, eben das, vor dessen ihr unbekanntem Wesen sie sich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil

sie auf dem Umwege so spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch Alles wirklich geschehen.

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängniß holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müssen's ihr doch ansehen, daß sie es ist, die es gethan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf sie zeigen: „Die, die da ist's! Die ist's gewesen, die hat's gethan!"

Oder war's nicht so gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als sie gefürchtet? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

„Hab' ich's gethan, so mögen sie mich einsetzen," sagte sie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ich's wenigstens nicht am Fürchten. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langsam kommt sie diesesmal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen, wie sie zittert, und bedenklich stehen bleiben, um sie recht zu besehen. Und desto weniger wird sie eilen können. So hat sie gedacht, wie sie um die Ecke biegend in die Weidengasse kam. Und dort steht schon Einer am Fenster und beobachtet sie. Er öffnet das Fenster und ruft: „Die ist's!" Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hause kommt, zu eilen! Aber weßhalb? Soll er ihm helfen, sie beobachten? oder sie aufhalten? „Er barbirt wohl den Wirthen ihre Fässer, und Seine Kunden können sich den Bart mit der Scheer' abschneiden?" So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenster, und der Bader entgegnet lallend und stolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!" „„Das ist ja auch wie jeden Tag,"" sagt wieder aufathmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gassen und Gäßchen; da hat Jedermann mit sich selber zu thun; wenn Einer auf sie redet, so ist's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand sieht ihre That ihr an. Nirgends stehen Leute beisammen, die mit einander flüstern und sich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches ist geschehen. Die Gassenjungen schlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf sie: „Die ist's,

die hat's gethan." Ihre Last wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle ist über Nacht geblieben im Zainhammer," sagt der Nagelschmied, der in seiner Thür steht. „Die ist gut nach dem Tode schicken."

Die Heiterethei weiß nicht, soll sie sagen, sie sei die Nacht zu spät heimgekommen, um das Eisen noch zu überliefern. „Ich denk'," sagt sie, „damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarr'n kann ich wohl da bei euch lassen steh'n, dann brauch' ich nicht erst noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein, nehm' ich ihn wieder mit."

„„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut steh'n und rupft den Lein 'raus, Annedorle."" Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: „Seht ihr nur eure Nasen nicht für einen glüh'nden Nagel an."

Dann geht sie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich neben einander. Mit dem einen ist sie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf sich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauschenden Blatt erschrickt. Bald scheint ihr Dieses, bald Jenes Wirklichkeit und das Andere ein Traum.

Nun ist sie aus dem Thor; der Weg, den sie geht, ist der Ulrichsweg, derselbe Weg, auf dem sie gestern die

That verübt. Fast möchte sie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht sie's wie gewaltsam und wie der Vollendung ihres Verhängnisses entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

„Bist du auch einmal die Letzt', Annedorle?" ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehen blieben, weil sie die Heiterethei sich nachkommen sahen. Die Heiterethei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Fritz wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichssteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum Besten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser Menschenleibs lang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: „Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?"

„„Ein Rauch? Möcht' ich wissen, wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle?""

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung

nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Muth, die gelungene List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der Anderen werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhangenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz versteckten, verdeckten ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

„Möcht' ich nur wissen, wer mir den Hut beschrie'n hätt'!" lacht die Heiterethei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurück zu rufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

„Wißt ihr's schon?"

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächsten

steht, muß an sich halten — sonst merken Alle, sie weiß es schon, was der erst sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiterethei, den Andern nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und während dessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die Andern nicht.

„Der Holders-Fritz," fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zusammen, „ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichssteg."

Die Angst der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus: „„Die Heiterethei hat ihn..."" Aber nein! Der fährt anders fort.

„Màn weiß nicht," sagt er, „ob er selber ist hineingestürzt, oder ob ihn Jemand anders hat hineingeworfen, aber todt ist er."

Die Heiterethei vergißt, Athem zu holen; fast hätte sie vergessen, zu leben. Aber — „Ja so todt wie wir sind!" lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen hau'n. Ich hab' ihn selber geseh'n."

„„Auf dem Gericht?"" fragt der Erste.

„Hast dir's auch lassen weis machen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber

in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das thät' gerad' noch fehlen!"

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die Andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie Jemanden umarmen wollte, und in Einem Athem weinte und lachte.

„Was ist dem Annedorle?" fragte die Base erschrocken.

„„Nix,"" sagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. „„Nix, Bäs, nix. So ein verwünschtes Viergebein (Eidechse)! Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn sie nicht die Viergebein abschafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, lass' Sie nur die Viergebein'; sie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt ist so eine lustige Welt! ——""

„Seht," sagte der Gurken-Kaspar, von seinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen."

Auf einem anderen Felde stand ein Bursche. Man sah, er suchte ein Gespräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!" rief er, „du tanz'st wohl schon auf die Kirchweih los?"

„„Ja,““ sagte die Heiterethei. „„Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängst. So bleiben wir im Geschick.““

Auf einer Wiese lachte man den Abgefertigten aus. „Wann wird der einmal eine gescheidte Antwort fehlen!“ rief Einer.

„„Wenn du einmal eine hast,““ entgegnete die Heiterethei. „„Das geschieht in sieben Jahren nicht.““

Der Gurken-Kaspar sagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an seiner Stell'; es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hin thun soll. Nun merk' ich's erst; das ist gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr so getanzt ist wie sonst.“

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichssteg herabgestürzt, im Zehntbach untersinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blase mehr stieg über ihm auf, der Wasserspiegel schloß sich über ihm und zeigte gleichmüthig der stillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus seinen Sehnsuchtsgedanken herausgerissen worden, zu unvermuthet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu schnell der betäubende Sturz und das erstickende Einathmen des schlammigen Wassers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geschehen und wo er war, und auch der letzte Rest der Besinnung

mußte ihn verlassen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entscheiden sollte, ein instinctmäßiges Aufstemmen der Hände auf dem seichten Grunde des Sumpfes, Kopf und Brust über die Wasserfläche empor und hielt sie da fest, bis das Eingeschluckte durch Mund und Nase wiederum herausgestoßen war. Das Dunkel vor den Augen schwand; die grüne Schlange wälzte sich von seiner Brust herab, so wie diese statt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einsog; und ringelte sich glitzernd und riesenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, sie sei nichts Anderes als der altbekannte Zehntbach, und er selber liege bis an die Brust in des Baches Wassern. Was über ihm schwarz vom blauen Nachthimmel sich abschnitt, war der Ulrichssteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch gestanden. Er besann sich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen sei, und konnte erst nichts finden, als über ihm vorbei rasend ein bleiches, wildes Mädchengesicht mit rollenden braunen Augen und zusammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüstern schwer, rasch und hörbar athmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um sich auf ihn hinaufzuschwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über

einen Theil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgedanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkührlich den Arm entgegengestreckt, und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger derselben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufschwellende Empfindung war: „Wär'st du doch liegen blieben im Bach!"

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Zorn und Schmerz; er fand nur die Frage: „Was hast du ihr gethan?" Er empfand mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn frei zu machen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachsthum. Es scheint dies wunderlich, aber es ist's nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor Anderen, uns sie zu lieben geneigt, während wir, im Bewußtsein, gegen Andere im Unrecht zu stehen, in ihnen das Ge-

fühl unseres Zurückstehens hassen. Aber seinem Stolze kam eine unerwartete Hülfe.

Er hörte schadenfroh lachen. Zornig wandte er sich und fand den Läpplesschneider hinter sich stehen. So hatte das Thier, das dem Holders-Fritz Alles *zum* Possen that: die Leute, auch hier ein Auge und *ein* Ohr gehabt. Und was dieses heute gehört, das wußte morgen das ganze Thier. Da stand der alte Groll wieder auf seinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe streitig.

„Nu kann man wohl lachen", sagte der Schneider; „denn, wie man sieht, hat dir das — er machte die Bewegung des Schwingens — nix geschad't. Ja, das ist ein Teufelsmädle, das!"

„„Wer?"" fragte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen seines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch," entgegnete der Schneider, noch stärker lachend, „du wüßt'st, wen ich mein'. Spürst sie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du so weit vom Steg bist geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du hast ihr aufgelauert schon eine Wochen lang. Sie hat einmal sollen seh'n, sie ist nicht die Allerstärkst' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat sollen seh'n, du bist doch stärker. Du brauchst dich nicht zu ärgern, daß dir's quer ist gangen. Da am Gründer Markt hat sie's

mir, dem Morzenschmied und dem Weber vom Säumarkt nicht besser gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff gewest sein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäst', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle" – er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszusehen, — „ich hab' Stärk' wie Einer da in meinen Armen, aber bei der ist der stark' Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie soll schon Respect kriegen vor uns Mannern."

„„Ich weiß nicht,"" entgegnete der Fritz, „„was du mit deiner Sie willst und wen du damit meinst! Ich hab' Weiden wollen hau'n und mich zu weit übergebogen; da hab' ich das Geschick verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist just Eins über den Steg gangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen ist!""

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgeben trieb. Er meinte, es sei nur die Schaam vor den Leuten, und doch war eben so viel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja," sagte der Schneider, „du willst nicht, daß es heißt: den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht."

Dem Holders-Fritz stieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. „„Ich sag', ich hab' Weiden wollen hau'n und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du red'st. Wer's anders sagt, der hat's mit mir zu thun!""

„Ja," meinte der Schneider, „da möcht' man fast dem Morzenschmied Recht geben, du hätt'st ihr bloß aufgepaßt, du wär'st in sie verschamerirt und hätt'st deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen thun. Und da ist die Geschicht' noch närrischer. Ich hör die Manner schon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Schaam ins Gesicht.

„„Ja, es gibt weiter Keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Valtinessen-Ev vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an.""

So? hast du's auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Ev' wollen caressiren, und die Heiterethei meint, du willst ihr deine Stärk' zeigen; das ist verwünscht!"

„„Du bist still mit der Heiterethei!"" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. „„Und ich sag' dir's noch einmal, wer die Lügen aussprengt, die du da hast gesagt, der soll seh'n . . .""

Der Fritz schwang den gewaltigen Arm, um seiner

Rede mit einem Schlag auf einen imaginirten Wirthstisch Gewicht zu geben, und zuckte zusammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Gespräches vergessen.

„Hm," meinte der Schneider, „deine Ursach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir ist die Red' gewest, und an so ein arm Mädle, wie die Heitereithei ist — na, ich sag' nichts wieder von der Heiterethei, brauchst nicht so aufzufahren, — an so eine ist da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kasten und Zeugs darin! Und da meinst du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierst den Respect. Ja, und Respect muß im Haus sein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht' mich vor dir und bin still aus Furcht. Da kennst du den Schneider schlecht. Ich red' so nicht von Sachen, wo mich nix angeh'n. Das schickt sich nicht für einen, wo ein Mann ist. Deßwegen kannst du ohne Furcht sein, Fritzle; da kannst du dich tröſten."

Sie waren im Gespräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege sich schieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erst, daß ihn fröstelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er sagte zu sich: „Ich wollt', mir wär' was Ander's eingefallen, als das Ordentlichsein. Das ist schuld an der ganzen Geschicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das

ist verwünscht, daß es wieder die Wahrheit ist. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildthun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders gewest. Das Denken ist dumm Zeug; deßhalb ist das Vieh so vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergessen hab'."

Er hielt den schon schneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zusammen.

„Ja, daß sie mich auslachen da und sagen: Er ist wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt? Und wenn sie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' sie ihn nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist gewest wie dem Herrnmüller sein Spitz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht auffässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär' und noch niederträchtiger thät'! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spitz lassen treten, so viel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag' ich dir! Die Ev' sollst du frei'n, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' schon erfahren, daß ich

der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiterethei . . ."

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz thu', so thu' ich's dir selber zum Trotz," sagte er dann wieder zu sich, „weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev' heirathen. Warum willst du jene nicht vergessen?!"

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so war's ihm Ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiterethei in seiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

„Fräle," sagte er zu der Großmutter, „ihr habt mir neulich von der — Valtinessen-Ev' gered't, ihr wißt schon was. Das könnt ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig sein. Ich bin ihr schon lang' zu Gefallen gangen — das könnt ihr sagen — und hab' sie nicht allein können antreffen."

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr wurde, seine Kleider naß

und voll Schlamm, ihn frösteln und von seinem verletzten Finger Blut fließen sah, gerieth sie außer sich.

„Es ist nix," sagte er; „beim Weidenschneiden bin ich in den Zehntbach gefallen."

Die Alte, voll Furcht, er könne sich erkälten, wollte ihn im Hause behalten und bewegen, schnell zu Bette zu gehen oder wenigstens die Kleider zu wechseln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir just recht," dachte der Fritz. Er blieb darauf, so wie er sei, nach seiner Werkstatt zu gehen, und wenn sie ihm den Bader etwa nachschicke, der solle sehen, seine andere Hand sei noch gesund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß sie sagte: „Aber, du bös Dichterle, wenn du krank wirst, oder der Finger wird schlimm, daß du nicht kannst arbeiten?"

„„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich seh' nicht wozu! Ich seh' nicht, wozu einer leben will!"" fuhr der Fritz auf. „„Wenn ihr was wollt thun, Fräle, so macht das geschwind fertig, ich hab' euch gesagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach America.""

Die Vorstellung, daß einer nach America auswandere, war der Großmutter immer schrecklicher gewesen, als die des Sterbens. Da, meinte sie, komme man zu seinen Leuten, und dort zu lauter Fremden. Die Valtinessen-Ev' schien ihr nicht die Frau, die sie ihrem Enkel wünschen sollte. Doch versprach sie ihm,

die Sache möglichst bald in Richtigkeit zu bringen, wenn sie auch bei sich dachte: „Das ist die best' Eil, die nix übereilt, und Gott sei's gedankt, der Menschen Gedanken in ihren Köpfen sind auch nicht so fest, als die Erd' unter ihren Füßen."

Sie konnte nicht schlafen. Es fiel ihr nun erst recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelroth, bald todtenbleich gesehen, sein ganzes zerstörtes Wesen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege schon verloren haben müsse. „Besser ist besser," meinte sie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengasse und weckte den Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkstatt an.

Den anderen Abend saß der Morzenschmied ganz still im „Gringel." Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon." Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär' er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen,

und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste hinaus.

Eben so duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht eben so in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?“

„„Du bist da?““ gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: „„Hast du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?““

„Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied? Hast's etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder."

Der Morzenschmied antwortete nicht, sondern sagte wie zu sich selbst: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin." Dann wandte er sich zu der Schmiedin: „Ich sag' dir, es gibt nix Gescheidter's auf der Welt, als wenn einer so eine gescheidte Frau hat wie ich. So gut ist heut nicht ein Jeder dran. Ja, ja. Das wird eine schöne Geschicht'! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wachtstuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran schuld sind. Ja, du weißt's wohl noch gar nicht. Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen sein, die ihr so lang' haben angst gemacht, bis sie desperat ist geworden."

„„Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es ist gar so gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle selber hat mir's gesagt.""

„Ja," sagte der Schmied, „daß er noch lebt, das ist nicht denen ihre Schuld; das Gericht sieht darauf, wie's hätt' können werden. So steht's im Gesetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er sollt' ertrinken, und dazu haben sie die verrückten Wachtstubenweiber gebracht. Sie haben ihr weis gemacht, der

Fritz hätt' ein Beil bei mir bestellt, und was noch sonst für dummes Zeug."

„„Ja, hast du's denn nicht selber gesagt?"" fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angst. „„Und nu sollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?""

Der Schmied schien die Rede seiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen," fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch so was gedacht, aber Denken ist ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenschmied ist kein Esel seines Namens, daß er so schrecklich gefährliche Ding' auf dem Markt ausschreit. Ich hab's Niemand gesagt, als dir, Lene; und hab' dir das Weitersagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnöthig. Du bist das vernünftigst' Weib in der Stadt und verbrennst dir von selber nicht die Finger. Weil ich so hab' geseh'n, wie die andern Manner in Angst sind gewest, da hab' ich erst gemerkt, was ich an dir hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die so gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten sie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab' gesagt, du sollst's heimlich halten. Und da ist auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hätt'st längst gern so eins gehabt. Siehstu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zu Lieb' thun. Mach' doch und iß, Lenele. Sie sind wohl nicht süß genung? Sind von den

besten, wo er hat. Denn siehstu, wenn auch die Heiterethei nicht desparat wär' geworden, so haben die verrückten Wachtstubenweiber doch gesagt, der Fritz will sie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewiesen haben; wer weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Todtenkopf drauf, und die Geistlichkeit steht dabei und der Meister Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gass' singt der Cantor mit seinen Jungen. Der verwünscht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab' geben. Komm her, Lenele; thu nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu thun. Und wie dir das Schöpple wird steh'n! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu lassen bau'n, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Thee hastu für die Nacht. Ich bin schrecklich müd'. Was schlägst du denn die Händ' da unter'm Tisch zusammen? Ich meint', du wär'st ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtstubenweiber? Warum sind die so dumm!"

Damit duchste der Schmied in seine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tisch die Hände. Sie stand schon halb vor dem schwarzbeschlagenen Tische, halb stak sie im Trillerhause.

„Hast auch Oel für morgen früh?" fragte der Schmied schon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie setzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem sie die Haltebänder geknüpft, was nicht so schnell ging, da Händezusammenschlagen und Schleifenbinden Dinge sind, die zu vereinigen man ein Taschenspieler sein muß, nahm sie ihr Gehäuse um und verschwand in der Finsterniß der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaspar der Heiterethei länger nachsehen können, der Kreuzberg hätte sich wieder um ein Stück aus seiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte sie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du hast ihn nicht auf deinem Gewissen! Du wirst nicht geschlossen über die Gasse geführt, daß die Leute ausweichend schweigen, wenn du vorbeikommst, und nicht eher flüstern, als bis du vorüber bist! Nicht im engen Gefängniß lange Monden lang sitzen, du sollst frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirsche in dem Walde!" Der Glanz des Ganzen, der so plötzlich die Finsterniß vertrieben, hatte sie für's Einzelne geblendet. Nun ihr Auge sich an ihn gewöhnte, trat auch dieses hervor.

„Der Fritz lebt, aber sein Arm ist gelähmt, und das hast du gethan. Wie soll er schaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er ist selber gefallen, hät er gesagt." Von

ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerspitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er schont dich: und du hast ihm das gethan," meinte der Schmerz; das Süße daran ist der Gedanke: „er schont dich." Denn heißt das nicht: „er ist dir nicht feindselig, er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böses zu thun, vielleicht gar —?" Aber dieses voreilige Vielleicht mit seinem blauen Himmel schwindet. „Denn, freilich," sagt sie, „sollt' es heißen, ein Mädle hat den starken Fritz überwunden? Dazu ist er zu stolz auf seine Stärk'. Und ich hätt's an seiner Stell' auch nicht können gesteh'n." — Warum aber ist sie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaspar schüttelte den Kopf, säh' er sie so vor sich hingebückt gehen, als läse sie ihre Gedanken von der Erde auf.

So ist's. Aber ist es nicht noch unendlich gut, daß es nur so ist? und nicht so unendlich schlimm, als es sein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ist's doch mit dem Warnen aus und

dem andern dummen Zeug. Wie viel haben die nicht gered't, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt' man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, prost't! um's Plaudern ist's den Weibern zu thun gewest, und das Häusle steht so just am End'; da kann man hineinwischen, und es sieht's kein Mensch, der es könnt' bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr' ich aus. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtstubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflauerer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuirt hätte. Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit, nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten, schien von anderen Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demuth vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und gefalteten Händen die jedes-

malige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt, ein Ehrenkleid.

„Ja," schloß sie ihre Rede, „den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt."

„„Da mög' einer,"" machte die Tischlerin begeistert die Nutzanwendung, „„Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? das ist der Vorsehung egal.""

„Denn Jeder," fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur so lang', als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern."

„„Und wenn die Zeit gekommen ist,"" sagte die Beutlerin, „„hernachen ist sie da.""

„Und hernachen," nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „sagt alle Welt: So ist's einmal recht! So hat's einmal müssen kommen."

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte gestiegen, wo sie nothwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: „Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? man ist doch ein Mensch."

„„Und,"" meinte die Weberin, die auch in der Milde Keiner nachstehen wollte, „„er hat doch eigent-

lich auch seine schlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann strafen, aber die Menschen sollen mitleidig sein.““

„Zumal,“ bestätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen so bußfertig ist wie der Holders-Fritz. Denn das muß man sagen, obschon er ein Bösewicht ist, so ist er doch eine recht christliche Seel'. Wie ein Lamm ist er, hat das Holders-Fräle gesagt. Und er hat auch gar kein Bißle Reu' über das, was er hat gethan, sondern er erträgt's als ein frommer Christ, der da aus seinem Katechismus weiß, der Gottlose muß viel leiden. Und glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist, hat der Apostel Paulus gesagt.“

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indeß nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Muth nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wie's mit dem Holders-Fritz steht.“

Die Baderin erschrack, daß sie reden sollte. Sie erröthete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem anderen Munde für wichtig und mittheilenswerth gehalten; in ihrem eigenen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

„Es muß sehr gefährlich sein," spann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen."

„„Dumm's Zeug!"" lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. „„Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so Einer nicht, wie der Holders-Fritz.""

Die Tischlerin wollte Beiden Recht geben. „Nein, daran gewiß nicht," sagte sie, „wiewohl's ihm kein Mensch könnt' wehren, daran zu sterben, wenn er's absolut will. Denn warum? Der Mensch ist wie Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben."

„Ihrer ist geholt worden?" fragte die Weberin.

„„Ja,"" entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: „„Das Fräle ist zu Nacht kommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkstatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von sich. Aber es ist nix —""

„„Was soll's denn auch sein?"" zankte die Heiterethei mit ihrer Angst, „„bei so einem Jungen!""

„Ich mein'," fuhr die Baderin fort, und wußte nicht, wo sie hinsehen sollte, „daß ich's sag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da sind, und es ist nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' gesagt, und..."

„„Mit wem ist nix?"" gab die Weberin der all-

gemeinen Spannung die Frage. „„Mit dem Holders-Fritz seiner Krankheit?““

Die Baderin hatte sich's ja gedacht, daß sie die großen Weiber beleidigen würde. Sie seufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angst und Selbstverschmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir.“

„„Und der Holders-Fritz ist wirklich von sich gewest?““

Die Baderin nickte und zuckte die Achseln, daß sie's nur war, die entgegnete: „Und so ist's geblieben. Meiner hat sich alle Müh' gegeben, aber so ist's geblieben...“

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch gesagt: Ich bin allen Menschen gut gewest, drum will ich nu in Gott begraben sein.“

„„Es ist nicht wahr,““ sagte die Heiterethei zornig und wollte sich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht sein, wenn sie's nicht zugebe.

„Es ist der Marasmus gewest, hat Meiner gesagt,“ fuhr die Baderin fort. „Und so ist's geblieben...“

Die Tüncherin konnte sich nicht mehr halten. Wie in schmerzlichem Triumph über die ungläubige Heiterethei wiederholte sie mit schrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz gesagt. Ich will am Schmarasmus sterben, hat er gesagt, und hernachen hat er auch noch gesagt, wie's mit der Leich' soll werden.“

Darüber gerieth die Beutlerin außer sich.

„Da soll's wohl eine große Leich' geben?" fragte sie hastig. „Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär' doch dumm, wenn's gerad' die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn so die Kurrendschüler singen und der alt' Meister Schramm, der Leichenbesorger, wackelt so barmherzig mit dem Kopf, und der Vicares sieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meister Schramm nimmt seine Pfeifen aus dem Mund und legt sie auf den Teller, und hernachen geht's fort, so schwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und so einer ist doch gleichsam nur ein Vieh, geschweig' einen Chri—hi—stenmenschen."

Aber nicht die Beutlerin allein schluchzte; die Frauen schluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieses Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beispiele zu widerstehen. Wie gewaltig dies sei, wußten die Frauen recht gut. Denn so oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, sahen sie einander an und erquickten sich durch das Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit zu neuem, stärkerem Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr spannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöste.

Die Weberin ließ den unsichtbaren Rocken, denn sie hob die Arme wie tröstend. „Sterben müssen wir alle."

„„Aber so jung!““ schluchzte die Tischlerin. „„Er kann noch keine Zweiunddreißig sein. Er ist gerad' so alt, wie mein Traugöttle selig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch thut, muß der alt' Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Mensch todt ist, muß man sagen, was wahr ist.““

Es entstand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Wasser hat über den Kopf gossen. Hernachen ist er aufgewacht."

Das war für die Frauen selber kalt Wasser über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den Uebrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erst weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte sie erst seinen Tod und ihren Schmerz über diesen und daß sie ihn verschuldet, als wär' er wirklich, da sie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen sah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?" sagte sie. „Da ist er noch gar nicht einmal gestorben? Da hab' ich für nix geflennt?"

„„Nun, und wenn er auch noch nicht gestorben ist,““ schluchzte die Tischlerin, die sich nicht so leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, „„denn warum? Den Leuten ihre Schuld ist's nicht.““

„Ach," sagte die Baderin leise, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zu Leid wollen thun. Er ist auch schon lang' gar nicht mehr wild gewest. Das Holders-Fräle hat gesagt: So ordentlich und so die Gutthat selber ist gar Keiner mehr, wie mein Dichterle."

Das gab ein neues Erstaunen. Aber wie man einmal über dieses hinaus war, wunderte man sich, daß man hatte erstaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böse Absicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal so weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und sie besannen sich, Jede hatte diesen Unglauben auch ausgesprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfsinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überspannter Mensch auf eine solche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber so sind die Leut'," sagte die Tischlerin. „Denn warum? Wenn's nur nix Gut's ist vom lieben Nebenmenschen; je schlimmer es ist, je lieber glauben's die Leut'."

„„Freilich! freilich!"" spann die Weberin mit beiden Händen. „„Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürft' zuletzt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hat's ja selber gesagt, er ist über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na,

wenn ein Büttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?""

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!" rief sie, „über die Leut'! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten geseh'n? Was wär' da erst draus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut' reden!"

„„Es ist schrecklich,"" sagte die Tischlerin noch zorniger. „„Wenn ich's nicht immer gesagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab' ich gesagt. Es darf gar Keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wenn soll er denn Weiden hauen geh'n als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' eben so gut könnt sagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? weil sie immer da hat geärbet, wo Weiden steh'n.""

„Ja," sagte die Baderin ängstlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen thun."

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber das Unerwartete war diesen Abend so oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und sah die anderen Frauen der Reihe nach an. „Was hab' ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab' wollen sagen?"

„„Ja,"" entgegnete die Tischlerin beistimmend. „„Denn warum? Man wär' ausgelacht worden. Aber darauf wird sich Jede noch können besinnen, was ich für ein Gesicht gemacht hab', wie zum ersten Mal ist die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen.""

„Ja," fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tischlerin das Gesicht hat gemacht, da hab' ich die Tischlerin angeseh'n und hab' gesagt: Das ist eine Hochtzig!"

„„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher gethan,"" sagte die Beutlerin. „„Na, die Frau Weberin und die Andern werden sich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' gethan. So: Hahaha! Hahaha!""

Und wenn's sonst Niemand ihnen glaubte, sie hatten sich so hineingeredet, daß Jede wenigstens von sich überzeugt war, so habe sie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-

Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verläugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen Jene; diese Verläugnung erzeugte im Gegentheil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbstständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirths-Valtinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eigenen Geberden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Verwunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Ceremoniel der „Wachtstube" gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Valtinessin daheim zu thun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte, und doch käme, weil sie einmal „so" sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängniß nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotenen Tassen mit zitternder Hand zum Munde, und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkührlich die Mienen und Geberden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtinessin: „Ei, du Gerechter!"

Die Schlosserin von drüben seufzte: „Nein, so was."

Die Russen-Sattlerin stöhnte: „Sollt' man's denn meinen!"

Dann war wieder Alles still. Und wieder begann das Achselzucken, wieder wurde der Kopf seitwärts geworfen, wurden die Hände zusammengeschlagen.

So eigen, man möchte sagen: melancholisch resignirt und doch zugleich mit einer schmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtinessin noch nie über ihrem rechten Ohr geschwebt.

„Man soll nicht denken," sagte die Valtinessin endlich, als sie saß, aber mehr zu der Stubendecke, als sonst zu Jemand, „man soll nicht denken, man hat Alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag Sechszig ist gewest. Der Holders-Fritz ist ins Wasser gefallen? O es fallen mehr Leut' ins Wasser! Er hat Weiden wollen hau'n? Ja, prost die Mahlzeit."

Sie schlug erst mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr sie in Tönen fort, wie sie der Gringel im Einfallen hören lassen würde: „Obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': Da liegt eine Criminal-Justiz! In's Wasser gerennt ist er worden, der Holders-Fritz!"

Tausend Ausrufe des Schreckens und Erstaunens, eben so viel Fragen waren im Entstehen. Sie alle erstickte die Valtinessin erbarmungslos in der Geburt, indem sie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tisch sieht man an, wozu sie gemacht sind, einem Menschen aber nicht. Oftmalen sieht einer aus wie Marzipan und ist aus eitel Galgenholz geschnitzt. Und da findet sich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottseibeiuns selbst ist gewest, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn Einer wild heißt, muß er auch wild sein, und wenn eine fröhlichen Herzens ist, so ist kein Falsch an ihr. Ja, pros't die Mahlzeit! Und wenn Eine hinter dem Schiebkarr'n hertanzt wie weiland der König David seliger vor der Bundeslad' — aber der Mensch red't sich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag Sechszig ist gewest."

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles sah erstaunt auf die Heiterethei.

„Aber," fuhr die Valtinessin fort, indem sie ihre Haube auf das linke Ohr schwang, „aber es ist nix so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' ist gewest. Denn der Vorsehung ist keine Creatur zu gering. Und kommt so was nicht vor die Gericht', so ist's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewissen hätt'. Aber darum soll Keine meinen, nun ist ihr's geschenkt. Denn dort über dem Häusle da —" sie zeigte hinauf, wo man eben den Hollunder am Strohdach kratzen hörte — „dort oben, da ist einer,

und dem ist's egal, ob einer König oder Kaiser oder auch ein ledig Weibsbild ist. Und der sieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichssteg. Und wenn schon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, und die Leut', die's trifft, mögen läugnen, wie sie wollen, hier sitz' ich und sag': So ist's!"

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch versicherten Alle, sie könntens nicht glauben, sie könnten's wirklich nicht, daß so Eine, die man für die Best', für die Gutthat selber gehalten, so was ganz extra Schrecklich's sollte gethan haben.

Die Valtinessin schlug auf ihre Kniee und wiederholte: „Ja, mög's läugnen, die's gethan hat, wie sie will; hier sitz' ich und sag': So ist's."

Die Heiterethei aber sprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Valtinessin ruhig sitzen blieb.

„Läugnen?" sagte sie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was seid ihr denn, wennschon ich ein arm Mädle bin, und ihr seid reich und denkt, ihr seid Wunder was? Und gut; wenn's so einen gibt über dem Häusle da, wie die Valtinessin sagt, so weiß er auch, wer Schuld daran ist, und wenn ihr euch noch hundert Mal mehr wundert. Was ich gethan hab', das hab' ich gethan! Und wär's was Schlimmer's, so bin ich nicht, daß ich nun thät', als wüßt' ich nix davon, wie's

Andere machen, die erst einen reizen dazu, daß man's thut, und hernach verklagen sie einen noch."

„„Die einen reizen?"" rief die Valtinessin voll Erstaunen, als die Anderen verlegen schwiegen. „„Hier sitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?""

Da erhob sich eine Stimme, in deren Ton sich Angst und Zorn wunderbar in einander verbissen hatten. Alle sahen nach der Thür; in dieser erschien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz schimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauschte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort," schrie sie, „daß man vor Gericht das glauben wird? und denkt, sie will sich weiß brennen, wenn sie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, sag' ich, muß einen leiblichen Eid leisten, und nicht arme unschuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich sag' nur, mich sollen sie nicht trillern, eher lauf' ich in den Zehntbach. Ich hab' nir weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier sind. Und wenn sie's dahin bringt, und die Weiber da lassen sich's alle gefallen . . ."

„„Wenn man wüßt', was sie eigentlich will, die Schmiedin!"" unterbrach sie die Valtinessin. Ich für mein Theil, was das auch mög' sein, hier sitz' ich und sag': Ich lass' mir's nicht gefallen!""

„Und da wundert ihr euch auch noch!" entgegnete die Schmiedin. „Zum leiblichen Eid und in's Triller=

häusle will die uns bringen da! Aber sie soll nur vor Gericht sagen, ich hätt' sie angestift't!"

„„Angestift't?"" schrieen Alle zusammen.

„Vor Gericht?" fragte erblassend die Tischlerin.

„„Zum leiblichen Schwur?"" rief entsetzt die Tünchērin.

Die Beutlerin schlug schreiend die Hände zusammen: „In's Trillerhaus?"

„Und dessentwegen," sagte die Valtinessin vorwurfsvoll, langsam die Haube schwingend, „sind wir so gewest? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? sind alle Tag' hergekommen und sind nicht so gewest und haben das Unsrig' versäumt?"

„„Ich hab' euch nicht verlangt,"" entgegnete die Heiterethei.

„Ja," sagte die Valtinessin und schlug den Tact dazu auf ihren Knieen, „freiwillig sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt, je größer der Dienst, je größer der Undank; ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag Sechszig gewest; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht deßhalb nicht wieder zu kommen."

Die Valtinessin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlossen

sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich Alle unwillkürlich zurück, die Valtinessin nicht ausgenommen. Sie erwarteten, die Heiterethei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Wehmuth, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtinessin versteckte diese Anwandlung unter feierlichem Ernst und sagte: „Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding' zu machen. Und wenn sie's demohnerachtet thut, hier steh' ich und sag': Meine Händ' wasch' ich in Unschuld. Hier hab' ich gestanden, und den meinen Finger von der meiner Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie Sich nicht zu Herzen zu nehmen."

„Ja und wahrhaftig," bestätigte die Schlosserin von drüben, „so hat die Valtinessin gesagt, und wie ich dazu hab' gesagt: Wenn's die Valtinessin spricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wär's gestern erst gewest."

„Hernachen," betheuerte die Russen-Sattlerin, „hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint, es ist, als sagt' der Kaffee Ja."

„Hundertmal flecken nicht," rief die Tischlerin, „daß

ich gesagt hab': Sei Sie gescheidt, Annedorle; das ist ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am kitzeligsten war.

„Furcht?" lachte sie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor Niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ich's hab' gethan. Und nun wollt ihr Alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht, weil mich's betrifft, aber daß die Leut' so sind, das könnt' einem weh thun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so spräch', wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheidt'st, was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt' wär', hernachen wär's erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen thät': Ich hab' den Wachtstubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht besser, und ich würd' noch ausgelacht dazu."

Die Valtinessin beschwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „aussagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann sie dann, „nur der Müh' werth wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich sag': Ein Wort ist kein Donnerwetter, und guter Rath kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle schon wieder vernünftig sein. Ich mein', wir setzen uns noch ein Bißle. So jung kommen wir nicht wieder zusammen."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. „„Setzt euch wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ist's schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eig'nen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Töpf' und Holz geben zu euer'm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ist's und nu ist's fertig.""

Die Frauen hatten sich's schon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernst der Heiterethei nicht eher, als bis diese mit entschlossenem Schritt dem Heerd sich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie sie von hinten umschlang, um sie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tischlerin und Beutlerin heldenmüthig ihre Leiber dazwischen warfen, daß die Valtinessin beschwörend ihren Arm gegen sie aufhob! Das starke Mädchen schob sie

mit leichter Mühe beiseite. Sie achtete der Wehmuth im Gesicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob sie den Topf, und die braune Flut strömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielstimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erschrecken kreischte, der Schmerz ausstöhnte und der Zorn drohte, klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch rathlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Gräuel einer Wässersnoth. Und nun erreichte auch diese das Verhängniß, und sie verschwanden spurlos unter den Wogen der Flut.

Und schwarz stand der Heerd, die Opferstätte traulicher Geselligkeit noch vor einer Stunde; schwarz, als hätte nie ein Kaffee-Flämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulcan.

Ueber ihm aber erhob sich die Valtinessin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiedenen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten racheforderndd aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen," sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtinessin auf ihrem linken Ohre schwebend erhalten. Die Valtinessin selber schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderem Herzen. Aus anderen Stuben sind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben sind wir gekommen mit Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstockt sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier steh' ich und sag': Das Annedorle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt' lieber seh'n, wie sie ihre Sach' könnt' verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehau'n hat er. Wo soll einer anders Weiden hau'n, denn wo welche steh'n? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehau'n, weil sie immer um die Weiden herum ist gewest? Nun

begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißen, der Holders=Fritz lauert ihr auf."

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank und hoch an der Thür stand, mit einem Holzscheit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten. Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leidenschaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Model zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu diesem Bilde gebrach, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und die Heiterethei war sterblicher als Andere, weil sie mehr Leben besaß.

Die Valtinessin fuhr einen Schritt zurück vor dem

Wandeln des austreibenden Engels, und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie dieselbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passiren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, so daß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheitbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl," fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' ist gewest, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt."

„Ja," sagte die Weberin, indem sie eilig bei der Heiterethei vorbeischlüpfend das Freie gewann, „ja, weil sie selber die ganz' Geschicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät' lauern. Es weiß Jeder, daß sie toll auf ihn ist gewest."

Die Tüncherin war unterdeß dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: „So was Schrecklich's ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mädle."

„Ja," fuhr die Russen-Sattlerin fort, noch athemlos vom Sprunge, „am Gründer-Markt einem ledigen Bursch zu sagen, er soll sie frei'n! und sie könnt' einen Mann aus ihm machen!"

„„Und wie er nicht will,"" ergänzte die Schlosserin von drüben noch im Vorbeiwischen, „„rennt sie ihm den Schiebkarr'n an die Bein'.""

„Denn warum?" sagte die Tischlerin, als sie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgethan, wie sie den armen Bursch hat wollen verhetzen."

„O," seufzte die befreite Baderin vor sich hin, „er sagt, er ist selber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn vom Steg."

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte sich die Nächstfolgende an sie an, und an diese wieder eine Andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit sich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu schwach. So kam's, daß sie in der Thür zu fallen kam, und die Uebrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten sie sich aus einander; über einander rollend und krabbelnd kamen sie um so langsamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als sie das überschnell ins Werk zu setzen sich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bittersten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Thür war, warf sie dieselbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen schmolz.

Die Weiber draußen, hörte sie, gingen noch nicht.

„Drum soll sie doch ja nicht meinen," sagte die Tischlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es gibt Leut', denen auch das ist zuzutrau'n."

„„Aber nu soll die ganz' Stadt wissen, wie die Sach' eigentlich ist gewest,"" sagte die Weberin.

Eine schrie dazwischen auf: „Man holt sich da nir als Unrath und Geschmeiß."

Der alte Holunderbusch wirthschaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn sie's dahin will lassen kommen," scholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's schon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus."

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier steh' ich und sag', so eine Hochtzig, wie sie hat wollen zu nichte machen, soll noch nicht in Luckenbach sein gewest."

„Und nu wird sich's zeigen," rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schwester Kind ist oder ihr's."

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obschon mein Vater selig ...“

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Hollunderbaumes am Häuschen und das Sausen der Weiden im Winde.

„Ich wollt', wer weiß, was, drum geben,“ sagte die alte Annemarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, „wenn ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt ihr auf euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich euch wollt' abhalten, seid ihr nur immer noch wilder geworden.“

„„Weil ich Recht hab' gehabt!““

Die Alte schüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden,“ sagte sie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechszig ist gewest.“

Die Heiterethei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Valtinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja, mit Andacht weiter sprach, öffnete die Heiterethei das Fenster, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's eures Gleichen wär' gewest,“ spann die Alte an dem unsichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' Recht. Die großen Leut' sind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut ist, so ist man froh

und bild't sich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müssen sein. Denn warum? wenn's schlecht ist, muß man immer denken, es könnt' noch schlechter sein, und man müßt' sich's auch lassen gefallen."

Die Heiterethei wandte sich heftig vom Fenster nach ihr um. „„Und da meint ihr, die armen Leut' müssen denen ihre Wetterhähn' sein und müssen sich dreh'n, wie die blasen! Ja, ihr seid so eine, die Krumm läßt G'rad sein, wenn nur die Valtinessin einen gnädigen Nicker macht, wenn ihr an ihr vorbeigeht und euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben sind sie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geschweig' vor euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild."

„Ich wollt'," sagte die Annemarie, „ich wollt' lieber, ihr wär't vier Jahr lang in keine Kirchen gekommen."

Sie setzte die Lampe, die sie eben aufgenommen, wieder auf den Tisch.

Aber die Heiterethei sagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß ihr 'nauf kommt in euer Stüble."

Die Alte nahm die Lampe wieder nnd sagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber ihr — nicht einmal den Neiger habt ihr mir zu Lieb gethan — ihr seid — na, ich mach' ja schon. Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — schlaft wohl."

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie so ganz anderen Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß sie es da so spät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

„Und wenn sie mich setzen,“ sagte sie, indem sie hinaus ging, „an dem Fritz hab' ich's zehn Mal verdient, und es ist doch tausend Mal besser, als der Fritz wär' todt und wüßt' auch keine Menschenseel', daß ich's hätt' gethan.“

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbstständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hülfeleistung nöthig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im Großen und Ganzen, Reich-

thum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiederten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigstens könnt' sagen: es ist nicht gern gescheh'n, und ich macht's gern ungethan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich so klug wär' und mich doch noch freit'. Er sollt's nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' gethan. Aber wer sollt' ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen thät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu thun. Ich brauch' Keinen, ich kann's noch selbst ermachen. Mir

ist's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wüßt' gar nichts davon."

Sie sann vergeblich auf das Wie.

Ein Windstoß arbeitete sich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Aesten kämpfend fest hielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremse. Er erinnerte sie weckend, daß sie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlensteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erst gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlensteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen gesehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln fast erstickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte sie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf sie auf das Kind, das im sanftesten Schlummer lag. Dann nahm sie die Haue vom Nagel, und eilig mit schnellem Schritt ging's erst an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Eben so flüchtig als gestern um diese Stunde eilte sie durch das Thal. Eben so hatte sie den Unterrock über den Kopf herauf geschlagen, daß Niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschrack sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem

fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Eben so laut pochte ihr Herz, und doch von wie ganz anderen Empfindungen als gestern!

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehen und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schüttelte immer von Neuem wieder den Kopf. Wie nöthig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Gerathewohl hingesäet standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Thale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zu gehabt, als müßt' er die Räusch' verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken." Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrlosung seines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügelspitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von

der Haue der Heiterethei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales. Dazwischen tönte hier und da einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchthurme der Stadt, den die Rathhausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes' Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche, regenkündende Dünste gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken, und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinem Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hülfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterladen konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuschchen theilte, und ihn zu verständigen, wohin und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indeß war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständniß zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel sei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da ist ein Loch! da ist ein Stein, Meister Schnödler!“ so verstehen zu müssen, als meine sie, er solle in das Loch fallen und sich an den Stein stoßen; wenigstens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir seine kleine verschämte Frau in der Wachtstube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meister Schnödler fanden den Fritz in bewußtlosem Zustande auf seinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: „Da gibt's noch ganz and're Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen; 's ist bloß, daß sein Blut ist herausgelaufen.“ Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: „Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin.“

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurtheile von Seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er:

„'s ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!"

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meister Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „es ist aus mit ihm." Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: „Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen."

„„Aber, Meister Schnödler, wo greift Er denn hin?""

Der Meister wurde seinen Irrthum gewahr, er rutschte suchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl, wie der Fritz, sei nicht wie Jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erst hinein. „Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu gut." Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding."

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader darauf aufmerksam. „Ach, Meister Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schad't!"

„„Schad't?"" entgegnete der Meister. „„Da schneiden wir ihn 'runter.""

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und thät' man ihm alle zehn 'runterschneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter; wo hab' ich nur mein Messer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin."

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide Hände fest. Es schien ihm zuzutrauen, er schnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht

das ginge und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

„Was?" sagte der Meister. „Das ist die Hauptsach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll Ihr nicht Angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn um's Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin."

„„Ach, du lieber Gott, er stirbt!"" brach die Alte aus.

„Was denn?" sagte der Meister. „Der? dem fällt's noch nicht ein."

„„Aber er hat's ja selber gesagt, der Meister Schnödler.""

„Ja, zum Exempel," entgegnete der Meister, „wie ich sie beruhigen thät', wenn's der Fall wär', er stürb'. Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtig's Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ist's mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holdeirn."

Dabei streifte er sich die Aermel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe Alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er

sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird steif, weiter ist's nix," lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr Wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber soll denn gar nix weiter da sein, als Wasser? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken."

„„Mein Dichterle,"" sagte die Alte, „„trinkt nix ander's mehr als Wasser.""

„Na und da sind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel gesessen und Eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen."

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister Schnödler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängstlich zu sein.

„Wenn ich einmal so Einen unter mein Messer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab' studirt! Was das für ein Brustkasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ist's keine Kunst, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiterethei, das ist auch so Eine!"

Der Name Heiterethei wirkte stärker auf den Kranken, als vorhin der Ueberguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der Gringelwirths-Ev' hab' ich

aufgepaßt. Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkstatt," setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, Ihren Fritz wieder bei Besinnung zu sehen! Sie liebkosete ihm wie einem kleinen Kinde.

„Ihr seid's, Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt schon was?"

„„Aber, Fritzle,"" entgegnete die Alte, „„du hast mir's die Nacht erst gesagt. Was denkst du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten geh'n, wenn sie schlafen?.""

„So thut's morgen," sagte der Fritz, „redet mit der Valtinessin."

Er sank wieder auf's Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh," versicherte die Alte. Dann sah sie den Meister Schnödler wiederum ängstlich fragend an. Das Umsinken des Kranken beunruhigte sie von Neuem.

Der Meister aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von diesem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir sauer," sagte er, als sie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken." Er setzte sich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu thun; ich könnt's besorgen."

Die Alte erschrak. „Ja, was denn?"

„„Das Richtigmachen mit der Valtinessin-Ev'.""

Die Alte wollte ihn noch nicht verstehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er sei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verschwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erst die ganze Geschichte von dem Auslauern ihres Enkels und wie man erst geglaubt, er wolle der Heiterethei etwas Böses zufügen, dann, er sei ihr zu Gefallen gegangen, bis er selbst erklärt, es habe der Gringelwirths-Valtinessin-Ev' gegolten.

Das Letzte kam ihr, wie sie bei sich selber meinte curios vor. Freilich die ganze Geschichte klang curios Das Holders-Fräle war gar nicht schwer im Begreifen Nachdem sie, was sie noch nicht wußte, dem Bader geschickt abgefragt, so daß sie das Ganze der Begebnisse, so weit sie bekannt waren, übersehen konnte, begriff sie den Zusammenhang. Das Beste schien ihr, den Fritz sich erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtinessen-Ev' richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verschmäht zu sein. Wenn sie ihm den Willen that, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang in dem Wahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich Manches auf, was jetzt noch

verwirrte, und Alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswerthesten sei.

Das konnte der Meister Schnödler mit seiner Vermittler-Zudringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräle nach einigem Besinnen: „Ja, Meister Schnödler, was denkt er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht so recht bei sich ist; das muß der Meister Schnödler besser wissen, als ich. Aber bei so einer Frau, wie die Valtinessin, ist's nicht, als wollt' ich eine Mäd' dingen; da könnt' ich euch wohl schicken. Aber zu der, da muß ich selber. Und hernachen wird der Meister Schnödler auch gegen andere Leut' still sein von der Sach'. Mein Fritzle ist gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen, er hat der Heiterethei aufgepasst, so will er den Leuten zum Trotz die Valtinessen-Ev'. Sagen aber die Leut', es ist ihm um die Valtinessin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn Er meint, daß die Valtinessin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, so wird die Valtinessin dem Meister Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, so sagt nur, ich bin dort gewesen, und die Sach' wär' so gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? das ist's eigentlich gewest, was ich Ihn hab' fragen wollen."

„„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's,““ entgegnete der Meister. „„Wenn eine Krankheit in so

einen Kerl kommt, da ist's nicht, wie wenn sie in einen Schneider geräth. Hernachen ist's eine Lust, wie sie drin herum handtiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!""

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!" —

Des Mondes Prophezeihung erfüllte sich. Die Heiterethei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den Blättern des Hollunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es wie mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut die bestellte Arbeit abzusagen.

„Morgen wird's schon ander's Wetter sein," meinte die Heiterethei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt."

Die Heiterethei sah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann sagte sie: „Schad't nix. Ist's nicht da, so ist's wo anders. Arbeit gibt's genung."

Die Annemarie that diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Valtinessin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, that der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie einen wehmüthigen Abschied nach. Die vornehmen Besuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieser in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Theil verklärend auf sie selber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Ansehen seiner heruntergekommenen Herrschaft sein eigenes scheiden sieht. Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte sich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine besondere Lieblosigkeit gegen sie selber zu sehen. Es hatte sie schon bekümmert, daß die Heiterethei nicht einmal den einzigen Reiger ihr zu Liebe gethan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt Recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respect vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte

Recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zu Hause blieb, war sie überflüssig und tappte kopfschüttelnd langsam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster gesetzt — das hintere behielt sich der Hollunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem anderen so unähnlich gesehen, als seit die Heiterethei zum letzten Mal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eigenes Gesicht. Es war, als wäre das Stübchen seit seiner Erbauung zum ersten Male leer, seine Wände rückten immer weiter aus einander. Der Hollunderbusch sah wie glatzköpfig aus; so sehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tausendlockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiterethei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtinessin gesessen, bewegte es sich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabschnitte. Vermied doch die Heiterethei selber, im Vorbeigehen mit der seit-

wärts schwebenden Haube der Valtinessin zusammen zu stoßen.

Außerdem vergaß sie Alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Gespräche der früheren, die Angst und das Mitleid der letzten Tage hatten sie so sehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß sie es nicht mehr wußte, wenn sie es that.

Eine eigene Wirkung hatte dieses Denken an den Fritz. Das Bewußtsein ihrer Verschuldung, ihr Sinnen, wie sie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigstens zum Theil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geschlummert hatte. Das zeigte sich bald auch in ihrem äußeren Ansehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daseins in ihr lesbar gewesen. Es hätte ihn an jene topographischen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit schwächeren Linien die beabsichtigten Umgestaltungen eingezeichnet sind.

Und Zeit hatte sie und sollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwicklung dieses neuen Daseins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pause gemacht; noch vor der Sonne des nächsten Tages begann er wieder seine eintönige Musik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter

den zerplatzenden Tropfen. Am vierten gerieth der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich Grau in Grau auf die wachsenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerflossen; er nahm seinen schärfsten Stift und schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, sie unzerstörbar einzugraben. Das Wachen selber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit selber wurde schwermüthig bei dem eintönigen Liede, das er sich dabei sang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglase, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andere Farben gab, als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Alterthümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhaken glaubte und das Heu-Einärnten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten confus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser

an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch welche die Gegenwart von Neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient! Und doch war die Heiterethei sonst auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und Niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen, noch zum Scheuern, noch zu sonstiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Valtinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich! wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegentheil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Ach-

tung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, däucht sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem Anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnöthig, obgleich es ihnen nöthig genug vorkam, sich darum Stunden lang zu quälen.

„Und an solcher Faulenzerei," fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, „hab' ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!"

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuärnte, als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenlager bisher sich abgedarbt hat; nicht für sich — daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der Niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiterethei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Valtinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balanciren wie die Valtinessin, aber natürlich im richtig bemessenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Hauben=

werfen verhält sich zu dem der Valtinessin wie ein Schweineschwänzchen zu einem Löwenschweif. Und geht sie breiter, denn sonst, so ist ihre Grazie gegen die massive, steinerne der Valtinessin nur eine aus Holz und Lehm, und sie selber nur ein bescheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur selten kann sie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzusehen, und dann läßt sie gutmüthig, so viel in der Eile möglich ist, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Gestalt der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat sie nicht den Muth, wenn auch die Lust. Denn sie kennt die Heiterethei. Und die gibt sich auch nicht das Ansehen, als ob sie etwas bedürfe. Ja, sie treibt noch Possen mit der Annemarie. Sie spielt die Person der Valtinessin und der Weberin gegen sie, und weiß das mit solcher Geschicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr süßsaures Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuschung befangen, sich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau selber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen ersah die Heiterethei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von euren großen Weibern," sagte

sie, „daß ihr erst vom Wetter müßt anfangen, wenn ihr mir was wollt sagen. Da ist nur Eins zu machen, entweder ihr red't, oder ihr red't nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr wollt' vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't."

„„Vor meinetwegen brennt die Lampen ja nicht an, Bäs Dorle,"" entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm suchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit sich die nicht stößt."

„„Das Liesle sitzt ja so ruhig, und das Oel, das wird schrecklich theuer bei der Witterung.""

„So will ich's noch lassen geh'n, aber nu hätt' ich gedacht..."

„„Ja,"" sagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es sein und gab sich selber einen Stoß, daß sie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„„Weil ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen,"" sagte sie, „„und es ist groß genug dazu; sonst übrigens außerdem blieb' ich lieber bei euch wohnen, als wo anders.""

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?" fragte die Heiterethei.

„„Ja,"" sagte die Annemarie, „„und der Hollunderbusch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Brust nicht mehr ertragen.""

„Der hat abgeblüht," entgegnete die Heiterethei ruhig. „Und wenn er's einmal hat gethan, so thut er's das ganz' Jahr nicht zum zweiten Mal."

„„Und der Bach,"" fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach," half die Heiterethei der Alten, weil sie sah, diese wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der ist halt schrecklich naß. Habt ihr heint schon an's Auszieh'n gedacht, wie ihr Mittag seid dagewest?"

Die Alte bejahte und gerieth schon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich," sagte diese, „warum das O so theuer ist, und warum ihr gerad jetzt kommt, wo's finster ist. Ihr habt gedacht, ich seh's euch sonst an, daß ihr Vorwänd' macht. Wär't ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geschlafen, da wär's noch besser gewest; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's euch auch nicht zu Leid thun und die Lampen anbrennen, eh' ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich wie ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr Einmal die Wahrheit red't, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weis machen. Bei euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal, wenn ihr noch einen schönen Reiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, so ist das die größt' Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr seid euer

eigener Herr und könnt in der Valtinessin ihre Brillenscheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab' euch nix zu sagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach' geh'n, wie sie kann. Mir kann's einerlei sein und ist's auch, und nu ist's fertig."

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiterethei vermöge das wirklich nicht. Dazu hätte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbretzel auch fast gar nichts gewesen, und gab diese dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Aehnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Bretzel, was sie dabei so mit Wehmuth erfüllte.

""Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!"" begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend. ""Und wenn ihr mir nur weng'stens den Reiger zu Lieb hättet gethan vor meinem End', aber so...""

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deßhalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte sich eben so seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deßhalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiterethei hereingeheirathet hatte. Eins nach dem Andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erst leer,

trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Hollunder rauschte jetzt wieder eben so eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufathmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätt' es der Annemarie gesagt. Diese wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen" selber verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiterethei, so nahm es sich eben so sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogener Badeschwamm, vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häus-

chen heimsuchte. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräther mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als rathlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Oel ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte all den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die gesammelten Wasser sich ein Bette nach dem Häuschen hin schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten sie das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setzen müßten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgesunken,

hätte nicht der Fels mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit der eigenen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte Theil der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, als wolle sie um die Ecke nach Hülfe sehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ein, und der Tod lös'te zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, einen so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glich das Häuschen einer Wasserkunst. Ueber die Furchen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen herab in hüpfenden Cascaden. Unzählige Oeffnungen schluckten sie gierig ein, eben so viel andere spieen sie in schönen Bogen wieder von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend so lustig wie eine Wiese, und der alte Holunder stand daneben abgespannt und schlaff, wie ein durchnäßter Regenschirm in einer Ecke, und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen aus Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Valtinessin that, als der Bader die Nachricht von dem Schicksal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Aehnliches. Sie schlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da sieht man doch, daß man richtig hat geweis-

sagt," meinte sie. „Es hat wohl öfter schon geregnet, aber der Regen da, das ist ein sichtbarlich Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechszig ist gewest, der weiß, was er red't. Hier sitz' ich und sag': Ein Regen soll das sein? Eine Sündflut ist's."

„„Ja,"" sagte der Meister Schnödler mit unsicherer Zunge, „„die Heiterethei, das ist so ein Kerl, wie die Töchter der Riesen sind gewest. Aber ich will euch schon kriegen!""

„Und der Herr hat wieder einen unschuldigen Noah gerett't, wie selb'mal," fuhr die Valtinessin fort. „Die Annemarie da, das ist der ander' Noah."

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächette, aber innerlich seufzte ihr Herz über das Schicksal des Häuschens.

„Ja, es ist curios," sagte der Morzenschmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es scheint, das ganz' alte Testament geht noch einmal für in unser'm Luckenbach. Erst ist die Austreibung aus dem Paradies gewest; jetzund ist die Sündflut; nu muß der babylonisch' Thurm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Aegyptenland."

„„Der ist gewest, der Auszug,"" sprach die Valtinessin. „„Aber nu ist er erst fertig. Der Pharao, der sein Herz hat verstockt gehabt, nu liegt er im rothen

Meer. Ich hab' manchmal beinah' gemeint, man hätt' ihr zu viel gethan, aber nu hat der Himmel selber gered't.""

„Zuviel gethan?" beruhigte der Meister Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Valtinessin, die kann schon eine Sünd' mehr thun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das ist noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. So Eine kann gar nicht zu viel thun."

„„Ja,"" meinte der Schmied, „„das Zuvielthun ist andern Leuten ihre Sach'.""

Der Meister Schnödler sah den Morzenschmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorsicht für jeden Fall sagte er dann: „Keinen Tropfen, Meister Langgut. Der Tropfen, den ich heut' getrunken hab' . . ."

Er wollte sich eben eines hohen Schwurs vermessen, aber die Valtinessin unterlief seine Zunge, indem sie feierlich warnend die Haube schwang. „Meister Schnödler! Aber was ist denn da in Seinem Glas gewest?"

„„Das ist Bier gewest, Frau Valtinessin. Wenn ich sag': Einen Tropfen, hernachen mein' ich einen Bittern.""

Die Valtinessin sagte: „Ja, wenn Er's so meint'!"

Der Schmied und die Uebrigen gingen. Der Meister Schnödler rannte die Valtinessin an. In sei-

nem weißlichen Rocke schien er mit ihr Nachtfalter und Pfingstrose spielen zu wollen. Es ergab sich aber, er hatte beabsichtigt, der Valtinessin etwas ins Ohr zu flüstern.

„Von wegen," sagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!" rief die Valtinessin.

„Nu, wie ist's denn mit dem?" fragte die Ev' leichthin, als sie herangekommen war.

„Ja, so ein Kerl," lachte der Meister Schnödler. „Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtinessin, wollt' ich, fräg's einmal. Die sollt's herumreißen. Das ist noch lang' nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. Wir wollen sie schon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiterethei. Ich kann sie nicht los werden, schreit er. Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da. Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald an seinen Schädel. Ein verwünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: Fräle, habt ihr's richtig gemacht mit der Valtinessin? So ist er auf die Jungfer Ev' versessen."

Die Gringelwirths-Ev' schien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erst hab'," sagte sie zu sich. „Ich will sie ihm schon heraus bringen."

Der Meister Schnödler war innerlich der Meinung

der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem anderen Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Valtinessin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne eine Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe werth, sich so etwas einfallen zu lassen.

„Und das Fräle?" fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauche eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's absolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meint sie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Valtinessin, da müßt' sie selber kommen. Und das geschäh', so wie sie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß sie den Schloßberg könnt' steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirths-Ev', da könnt' er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen."

„„Hm!"" dachte die Gringelwirths-Ev'. Das Mordmädle errieth richtig, daß das Holders-Fräle sie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erst fertig ist, der will ich's schon einträuken."

„Ich meint', er wär' selber alt genung," sagte sie, „und könnt' schicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zu-

sammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverschämtes Gesicht. Wenn's einer machen thät', einen großen Kuppelpelz kräg' er nicht von mir."

Der Meister Schnödler verstand wohl, daß das hieß: „der kräg' einen großen Kuppelpelz von mir."

Er schmachtete sie an und sagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das ist noch ein ganz anderer Kerl als das Holders-Fräle."

Aber die Valtinessin schwang ihre Haube, so daß diese auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen schien.

„Das Holders-Fräle hat Recht. So Einen schickt man nicht zu der Gringelwirths-Valtinessin", sagte sie, „in solcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu respectiren hat. Und es wird ihr schon aus den Beinen herauskommen, daß sie den Schloßberg kann ersteigen. Hier sitz' ich und sag': Der Gringel wirft sein Mordmädle Niemand an den Kopf."

Das Mordmädle griff nach einer Flasche, darauf geschrieben stand: „Spanisch Bitter," und schenkte dem Meister Schnödler unverlangt zweimal nach einander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und sagte: „Der Meister Schnödler braucht sich mit der Sach' nicht

weiter unnütz zu beschweren. Wie meine Mutter meint, so mein' ich auch."

Der Meister Schnödler verstand; er nickte der Ev' mit lachendem Gesicht zu und gab, nach der Valtinessin hindeutend, zu verstehen: „Ein verwünschter Kerl, die Frau Valtinessin! Aber wir wollen sie schon kriegen."

Der Meister ging, und die Valtinessin wandte sich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja," sagte sie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht gewest ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär' vielleicht der ganz Regen nicht gewest. Was denkt sich die Annemarie dabei?"

„„Ach,"" sagte die Annemarie; „„aber was meint die Frau Valtinessin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu Schulden kommen lassen. Und wenn's zehn Mal sich für arme Leut' schicken thät', daß sie was denken thäten dabei, was die Frau Valtinessin sagt. Und die Frau Valtinessin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nix dabei zu denken ist. Und wenn's sein könnt'; in der Frau Valtinessin ihrem Beisein mich's zu untersteh'n, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer so reich ist, wie die Frau Valtinessin, und ist am Gründonnerstag Sechszig gewest!""

„Die Annemarie ist eine recht vernünftige Person für ihre Umständ'," genehmigte die Valtinessin dieses Ersterben in Demuth, „drum hat der Herr sie auch so sichtbarlich mit seinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's erseh'n, daß der liebe Gott die Welt nicht so in den Tag hinein hat erschaffen, sondern hat sich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erschaffen."

Die Valtinessin dachte, als sie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß sie noch vor Kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben so bestimmt den Gästen des Gringels als ein solches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch schien sie Recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei so weit vollzogen, als wir geschildert haben, und schon machte sich ein Morgenwind auf, dem weitern Regen zu steuern.

„Ja," sagte die Valtinessin, als zum erstenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern sah, „das ist sichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher ist losgebrochen, bis das Strafgericht ist vollend't gewest. Und daß er nicht hat müssen warten, bis das Häusle ganz verstört wär' gewest, daraus kann man erseh'n, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, sondern hat ihn nur wollen demüthigen und

hat ihn durch Demüthigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott so was vor hat, so sollen die Menschen behülflich sein. Und was mich anbetrifft, hier sitz' ich und sag': was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebessert, das soll ehrlich und getreulich gescheh'n."

So triumphirte die Valtinessin in der Seele des Schicksals und faßte den Entschluß, ihm zum Besten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Lieblosigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie Beides allein genießen mußte. Im dicksten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz diese Stelle niedergelegt, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie Alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarer Weise

that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Valtinessin und der Weberin abgelauscht. So hatte ja sie immer die Reiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müssen, und jetzt war es, als könne sie noch rückwirkend Alles gut machen, wenn sie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verschuldet, nachträglich für sie ersetzte. Und so oft sie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abschiedsbretzel untergegangen war, schluchzte sie wiederum mit schmerzlichem Vorwurf: „Wenn sie nur wen'gstens hätt' gesagt, ich wollt' lieber, ihr bliebt! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Reiger hat sie mir noch zu Lieb gethan vor meinem End'."

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüthe zu Besuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen, als das rauhe Wesen des alten trockenen Gesellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommene Wolkengesindel, das wochenlang mit strotzenden Wasserbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurück zu jagen. Unter seinem zornigen Schnauben raffte es sich zusammen aus seiner Zerfahrenheit und floh zurück nach seiner Heimat, dem

alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er sich zum Ruhen legte nach der schweren Arbeit, das hing hoch wie schneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da spann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit rosiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborstenen Leibe des Grau all die Farben wieder erstanden, die es verschlungen hatte! Wie Scharlachspinnchen auf grünem Papiere rannten auf den grünen Wiesen die rothen Unterröcke durch einander, dazwischen dunkle Jacken und Beinkleider wie schwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Dintenklexe. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regengeplätschers erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlassen hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in der dumpfigen Stube, die Scheere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, konnte schwitzen ohne Hollunderthee. Kein Paar gesunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesundeste, regte sich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es stack, Dank den Anstrengungen des Regens, luftig genug geworden, luftig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heiterethei hätte sich beim Ein- und Ausgehen das Thüröffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öffnen gebraucht. Ja, sie schloß die Thür sorgfältiger als je, wennschon sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadrat-Fuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes that und dabei ein lustiger Liedchen sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Schlafgemach hätte sie als ein Zugeständniß angesehen, durch welches erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da Niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien Niemanden zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder suchte der nothwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit abzustehlen, als er brauchte, die Heiterethei so dasitzen zu sehen, und irgend einem Nach-

bar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüstern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei selber verstanden zu werden. Aber nur, wenn sie etwa in der Thür stand oder durch das eine übriggebliebene Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein Zugeständniß in Rücksicht des delicaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächst half ihr's noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen Alles still gewesen war und ihr Stolz die unnöthige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen erst spät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Wiederschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den

ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so niedrig, daß sie fast das Wasser des Baches berührten. „Nu werden sie doch müssen kommen,“ lachte sie in sich hinein. „Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und so ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang' dauern, so werd' ich geholt, aber hernachen thu' ich gegewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabeigewest, hernachen ist mir nicht bang'. Wenn sie nur einmal wieder geseh'n haben, was ich ermachen kann!“

So schnell war sie nie fertig geworden mit Anziehen und Waschen. Sie hatte ihren leichtesten Rock angethan, um recht ausbündig schaffen zu können. Und bald pochte es auch, erst einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer Einer und derselbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Hollunder. Von einem so werthgehaltenen Freunde wahrlich ein schlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Busch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne stieg, desto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken so gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchschien. Jetzt war er leer, und seine Ränder liefen von jenem

eigenen grauröthlichen Dufte an, den man den Heerrauch nennt, und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog sich, wie der äußere sich aufklärte, und es fehlte nicht viel, so regneten ihre Augen.

Da näherte sich durch das Gras draußen schleifend ein schwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die sie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wiesen hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienstbote oder Lehrling, der, etwas Vergessenes nachzuholen, in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte sie den schweren Athem des nun Stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Athem klang ihr wie der der Valtinessin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und Unwille heraus zu hören war.

Endlich sagte zürnend die Stimme der Reicker Wirthin: „Aber Mädle, bist du denn der Verzeihmirsgott? Was ist das für eine Aufführung da?"

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das sagte. „Sie ist eben auch eine von den Großen, oder will's wenigstens sein," dachte sie bei sich; „sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder." Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können: „Ist Jemand da draußen vor der Thür?"

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. „Mit mir stellst du keine Faxen an," sagte sie. „Du bist nicht der Mann danach."

Trotzdem ging die Heiterethei erst ans Fenster und öffnete dasselbe auch noch mit großer Umständlichkeit. „Ihr seid's, Frau Dotin? Aber warum kommt ihr nicht herein ins Häusle? Ich lass' das Fenster nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenster zu ist, kann man's nicht gut hören, wenn Jemand draußen spricht."

Die Reicker Wirthin schüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig sein hinter der Stirn? Aber danach ist sie doch nie gewest, daß das mit dem Häusle sie so sehr hätt' sollen angreifen."

Sie wollte durch die Lücke hinein, da sie aber die Thür aufschließen hörte, meinte sie: „Wenn sie wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wuth.“

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirthin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wuthausbruches nichts gefunden, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein,“ sagte sie dann, „wenn man dir nämlich was Gut's zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt' man meinen, es wär' nicht nöthig.“

„„Ach,““ entgegnete die Heiterethei lustig. „„Gut's kann man immer brauchen. Und wenn man gleich Keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber ihr fürcht't euch wohl gar vor mir?““

„Du denkst, du bist die Einzig', die sich vor gar nix fürcht't,“ lachte die Wirthin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die Alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die Alte sein konnte. Drum fuhr sie fort und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber

nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch wieder fortgeh'n ohne das, das sag' ich dir."

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch das gehörte zu den nöthigen Vorbereitungen, wenn sie Jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: „Aber, Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding'! Rennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frei'n, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle!"

„„Weil er mich nicht will frei'n?" unterbrach sie die Heiterethei zornig. Die Wirthin nahm die Brille ab, wie jederzeit, so lang' sie nicht selber sprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: „Das habt ihr euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen seh'n, was zu euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihr' eig'ne Unart denken, wie sie mir so lang' in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt' mir auf und wollt' mir was thun, bis ich's hab' geglaubt."

„„Das mög' sein,"" entgegnete die Wirthin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt, „„das mög' sein,

wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' ist gewest. Das Ding ist so: Du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach', und nicht, wer schuld ist und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer red't, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber 'nein gerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armuth und Hochmuth, die führen zusammen eine schlechte Eh', und wird nicht gut, bis sie sich scheiden und die Armuth freit die Modestigkeit. Der Hochmuth hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen gethan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hätt'st, da wär' die Wand wieder zugewachsen, du hätt'st selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich bei Zeit bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bitt'st den großen Weibern dein' Unart ab. Die Valtinessin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's hast gemacht. Hernachen ...""

Auf der Heiterethei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den anderen gejagt; jetzt fiel sie jener in das Wort. „Ich

dächt' auch, ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag' euch nur so viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in euern Mund."

Die Wirthin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: „Das ist deine Sach'. Mach' du, was du willst; hör' oder hör' nicht. Ich red', weil's meine Schuldigkeit ist, und es soll mir kein Mensch einmal nachsagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht gethan, und du selber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär' recht gut und schön, was du an der thust, wenn du kein arm Mädle wär'st, das genung für sich selber zu sorgen hat. Ich weiß, wem's ist, aber das wissen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wissen, was er weiß. Und du denkst, du meinst's gut mit deiner Schwester, wenn du ihr die Ruthen abnimmst, die sie sich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmst, die sie vernünftig machen konnt', besser als deine Reden, damit sie so leichtsinnig fort kann machen, wie sie angefangen hat?"

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiterethei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme als gewöhnlich:

„Ich red' nicht gern davon.“ Und indem sie das Liesle auf ihren Schooß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser, als zur Dotin gewandt, fort: Es muß Jeder seine Leut' kennen und muß wissen, ob das Elend sie nicht noch schlimmer kann machen, statt besser; und wenn eine schlimm wird, ist's besser, sie wird's allein, als daß sie noch ein Ander's mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die Andern sollten abbitten, und aus einander bringt uns auch Keiner, es müßt' denn der Todtengräber sein. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt. Wär's nur ein lebendiger gewest, der hätt' euch aufgefressen, statt ihr ihn. Und eine rothe Nase hätt' er nunmehr auch von euerm Bier.“

„„Ja,““ sagte die Wirthin, indem sie ihre Brille wiederum im Busentuch unterbrachte, „„lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf seine alle Vier'. Und wenn man denkt, du bist einmal vernünftig, da bist du geschwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und stark du bist, so bist du doch nix, als ein pures Kind. Ich hab' dir gesagt: mach', was du willst; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willst, wenn du mir nicht folgst. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt', warum ich das sollt' thun. Aber es soll auch nicht

heißen, die Reicker Wirthin hat sie in ihrem Trotz bestärkt. Und nun will ich auch einmal sagen: und so ist's, und nu ist's fertig. Behüt' dich Gott!""

„Ja, wie ihr's sagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiterethei. Sie sah die Dotin ungewiß, ob sie durch die Lücke gehen solle oder durch die Thür. Es ist eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man herein gekommen ist. Hätte nicht unbewußter Weise auch die Reicker Wirthin diese Nöthigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu spät gekommen. Die Wirthin wartete darauf und schüttelte doch selber verwundert darüber den Kopf, und schüttelte ihn noch, als die Heiterethei sie nicht mehr sehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht so um's Herz gewesen, als sie die Wirthin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen stehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die sie durch eine Lücke in den Weiden hindurch sehen konnte. Die Dotin war die Einzige, von der sie noch Theilnahme und Hülfe erwarten durfte gegen die Noth, die mit schnellerem Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte sich davon entfernte. Mehr als einmal meinte sie, sie noch errufen zu müssen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede bestanden, und abbitten konnte sie nicht, wenn sie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus

dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte sie dann nur noch in ihrem Trotze bestärkt.

Waren das böse Nächte gewesen seither für die Heiterethei, so zeigte sich die heutige um nichts besser. Die Noth drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menschen gewesen, die so unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte sie nie dringender gefühlt, wie nöthig sie dieselben hatte.

„Meinetwegen?“ sagte sie, kummervoll aufsitzend im Bette, denn nichts verstärkt das Gefühl innerer Bedrängniß empfindlicher, als die äußere Hülflosigkeit der liegenden Stellung. „Meinetwegen? O, wenn ich allein wär', sie sollten mich zu nix zwingen, so lang's Wurzeln gibt auf den Wiesen und Wasser im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich's so aufgebracht hab' mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt' ich's nur wenigstens ermachen können, daß ich die Geis behalten hätt'! Und sie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh sein, wenn ich für Geld welche krieg'. Und das ist nun auch alle. Aber abbitten thu' ich doch nicht! Mich anbieten zur Aerbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: Gebt mir Aerbet, wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle seinetwegen. Und das thu' ich morgen

aber jetzt denk' ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen sie äußerlich, so lach' ich innerlich. Am End' müssen die Leut' sich schämen und nicht ich. Und thun sie das nicht, so thun sie was Ander's. Ich schlaf' aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sag's euch zum letzten Mal, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dazu machte die Heiterethei eine entschiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Geberde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hülfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkührlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer heraus zu lesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu gerathen, that sie, was sie damals nicht gethan. Und seltsamer Weise, als sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei

verschlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröthen und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schaamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiterethei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort sprechen konnte, dennoch suchte sie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle,“ sagte sie schnell, um ihr zuvor zu kommen; „es ist ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind bist und schläfst, und hernachen sagt er's seinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck', er ist schon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erst Eins, hernachen legt er sich auch nieder und schläft.“

Das Kind war schon wieder im Entschlummern und sank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anstrengung mehr, sich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte sich eine Gedankenreihe an, die stark genug war, sich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei sich bei sich selber entschuldigen müsse, daß ein F. und ein H. auf ihrem Handrücken stand. Denn daß am Ende aus

den Verschlingungen des Geäders zu lesen war, was man wollte, daran dachte sie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug," sagte sie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen Andern nicht! Wenn ich was möcht', so wär's ein Bruder. Schön sein muß es doch, wenn man einen Menschen hat, dem man Alles kann sagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ' ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär', und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm seine Sach' zusammen halten! Da wollt' ich den ganzen Tag in seiner Werkstatt mit ihm sein und ihm helfen. Er sollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkstatt und scheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich thät' zu viel. Zuerst müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quasten schnitt' ich gleich den ersten Tag von seiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es ist, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Westen, wie ein Schlenkerles-Jörg dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gass'. Es ist ein Jammer, wenn so ein hübscher gewachsener Mensch so gar nir auf sich hält. Er ist der schönst' Bursch, den ich

gesehen hab'. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen soll; wird nur der Rockkragen schmutzig davon. Und sein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er ist die Gutthat selber, und wenn er welch's hat, so haben's eigentlich and're Leut', und wo selber genug haben im Haus."

So sinnt sie. Aber schon versagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß sie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben sprechen.

Der Eine sagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau nothwendiger, denn zuvor, mit seinem gelähmten Finger."

Die Heiterethei denkt im Einschlummern: „Die meinen den Fritz."

„Und wenn die Ev' ist," entgegnete der Andere, „wie ihre Mutter, die Valtinessin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zusammen halten."

„Die Ev'" — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang' schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist's schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen sagen: „Die Heiterethei soll aber ja gleich kommen.

Heint muß die Ulrichswiesen noch 'rein." Sie zieht sich eilend an, während die Valtinessin dem Gretle antwortet. „Jetzt schlägt die Valtinessin auf ihre Kniee," denkt die Heiterethei, „und nun geht's los. Richtig!"

„Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': sie wird gleich kommen, das Annedorle."

„„Denn warum?"" fügt die Schreinerin hinzu, sie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit.""

„Aber daß das Annedorle sich in Acht nimmt!" sagt die Schmiedin. „Er hat schon wieder ein Beil bei Mein'm bestellt."

„„Dummes Zeug!"" sagt sie selber, nämlich die Heiterethei. „„Ich fürcht' mich vor zehn Solchen nicht."" Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich alles lang' vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Tannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Athem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß' mich los," sagt sie; „ich hab' gern meine Händ' frei."

Sie sieht ihm ins Gesicht; das ist blaß, aber so gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was ist das auch für ein Blick, mit dem er sie ansieht! Sie denkt: „Wenn ich immer so dastünd', und er säh' mich immer so an!"

„Gelt," sagt sie zu ihm, „Du hast mich gewollt? Du hast dir kein Beil bestellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du soll'st mich nehmen, damit dein Sach' gut gehalten wird. Daß ich so bei dir könnt' steh'n und könnt' dir das selber sagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir sag'. Aber daß du nun die Ev' willst frei'n!"

„„Ja,"" sagt der Fritz und sieht sie immerfort dabei an, „„das ist freilich schrecklich schlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da ist's nun nicht mehr zu ändern.""

Das begreift die Heiterethei. „Wenn's so ist," meint sie traurig, „da ist's freilich zu spät. Aber halt' mich nicht so närrisch bei der Hand."

„„Thut dir's weh? Ja, ich bin stark. Ich bin der wilde Fritz.""

„Deßwegen? Und wenn du noch zehnmal stärker wär'st, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerspitzen kommen und schlängeln so heiß den ganzen Arm herauf bis in's Herz. Mir ist Angst, die thun mir was daran. Es pocht auch so sehr; ich kann kaum Athem kriegen! Und sieh mich auch nicht mehr so an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willst du mit der Gringelwirths-Ev'?! Guck', so Eine ist nix für dich. Du kannst Keine brauchen, als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ist's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirths-Ev' ihr Gesicht! Wenn ich mir denk', wie's einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat lassen liegen. So ist ihre Mode; sie kehrt nix weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut' haben Geld; aber sie haben auch Kinder genung; und, wer weiß, leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wieder offen ständ'. Das wird sie hin- und herwerfen aus einer Ecken in die ander', wie sie's macht. So ging ich hin, damit's säh', wie's mich dauert. Aber ich sag' dir's noch einmal, laß' mich los! So um die Achsel laß ich mich

nicht angreifen. So leid' ich's von meiner Schwester nicht, geschweig' von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst thu'. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's ist! So ist mir's mein Lebtag nimmermehr gewest. So müßt's im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär'!"

„„Vor was denn?""

„Ja, das weiß ich nicht."

„„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär', oder du hätt'st ein ander Kind, aber es wär' dein?""

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß sie nur ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf."

„„So?"" sagt der Fritz. „„Hat sie nur Eins? Das hab' ich nicht gewußt. Aber sie kann besser damit laufen, als Andere mit zwei.""

„Das ist alles so närrisch," meint die Heiterethei. „Aber so närrisch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und warum soll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das Ander' geglaubt."

„Aber da kommt gar der Holunderbusch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm seinen rothen Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Valtinessin geführt. Wie die geputzt ist! Das ist auch noch nicht passirt, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter ist Brautjungfer gewest. Ach, nimm sie nicht,

Fritz! Nimm sie nicht, die Gringelwirths-Ev'! Und laß' mich los, sonst muß ich dich ja drücken, bis du todt wirst, und hernachen kannst du die Gringelwirths-Ev' nicht frei'n."

„„Drück' mich todt! Drück' mich todt!"" sagt der Fritz, umschlingt sie und legt seinen Mund auf ihren.

„Laß' mich los, ruft sie zornig und hält ihn doch selber fest. Da wallt ihr der Stolz und die Schaam mit einem Druck vom Herzen ins Gesicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wird, wie damals vom Ulrichssteg; daß sie selber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es ist fast, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie tastet daran herum, denn es ist plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber ist etwas heller; sonst ist die ganze Gegend finster um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich, wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Athem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Schaam brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Fritz hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm geredet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte,

an ihrer Brust. Sie fühlt seine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Athem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint, als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letztenmale einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirths-Ev' freit'. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiterethei, lieber hätte, war dann nur ein Traum. Und das muß sie wiederum schmerzen.

Wenn sie von Neuem einschliefe, träumte sie vielleicht so fort, und die seltsame Angst, die sie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was sie noch thäte im Traum! Und ihr Gesicht brennt noch über das, was sie schon gethan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erst reden!

Sie weint vor Entrüstung über sich selbst, daß sie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja, nicht los werden möchte, um Alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz," sagte sie laut. „Mag er die Gringelwirths-Ev' frei'n. Ich mag ihn nicht! Ich mag Keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig." Sie kann sich zwingen, so zu reden, aber nicht, daß sie so fühlt, wie sie spricht. Sie wird aus sich selber nicht klug. Immer wieder verwechselt sie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie sieht aus dem Fenster, um sich zu kühlen, die Luft scheint ihr so heiß als ihr Gesicht.

„Wenn ich baden ging'," sagte sie zu sich, „dann müßt's anders werden."

Das Liesle, das weiß sie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht sich an. Denkt sie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hättest, aber es wär' dein?" da schmerzt sie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte sie's verläugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt sie dem Bade zu.

Und wie sie nun an der heimlichen Stelle steht, wo sie so oft um diese Nachtzeit gebadet, da kann sie's nicht über sich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonst entkleidete sie sich so unbefangen wie ein Kind und stürzte sich in die kühle Flut. Und nun — sie weiß, es sieht sie Niemand, dennoch kann sie sich nicht entkleiden. Sie schämt sich vor den Bäumen, vor dem

Himmel, vor dem Wasser, vor der Nacht und vor sich selbst.

Hat sie denn etwas Böses gethan?

Denkt sie der Gringelwirths-Ev', so schnürt's ihr die Seele zu. Da steht sie; die vertraute Tiefe lockt sie mit tausend heimlichen Lauten, sich hineinzustürzen, wie sie geht. Ein leiser Windstoß erschreckt sie; erst sucht sie sich in sich selber zu verstecken, dann flieht sie heimwärts wie ein scheues Reh.

Hat sie der erste Traum so ganz geändert? Sonst fürchtete sie Niemanden. Aber es ist auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche ist's. Und diese hat sie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erste Roth des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als sie, heimgekehrt, athemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie sieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abwesenheit. Es hatte sich aufgesetzt und geweint; das fühlte sie an der Bettdecke, wo sein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle,“ sagte sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken,

„ich lass' dich gewiß nicht, so lang' ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß thun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdeß seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja", sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, „es ist doch curios, wie Alles will gelernt sein, auch das Kranksein, und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und red't und handtiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswendig müssen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man sie will machen, als wenn's halt von selber geschäh'. Und wenn ich wieder gesund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erst ins Gesundsein gar nicht recht hab' hinein können kommen, und daß ich's erst wieder hab' müssen lernen. Es heißt, wer gesund wär', der thät' nicht wissen, daß er einen Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wissen, daß eine Sonn' ist und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund spür' ich das Alles wie ein Kranker seinen Magen.

Die Bäum' drücken mich, der Himmel ist, als wenn er sich auf mich legen wollt' oder schon läg' mit seiner schrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, so grün ist's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da ist's als müßt' ich mich dagegen stemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein confus. Das ist verwünscht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das sich seine Flügel putzt, und jeden Grashalm spür' ich einzeln. Da sieht man erst recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun ist gewest. Gegen das da helfen die Fäust' nix, da kann man sich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, so kann er doch ein Mann sein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig fest auf dem, was er einmal hat gesagt.

Jetzt sah er seine Großmutter vor sich stehen. Sie weinte.

„Was weint ihr denn, Fräle?“ fragte der Fritz.

Die Alte schluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! daß du nu wieder dasitz'st und bist gesund, das dauert mich so“.

Es ist eigen, oft fühlen wir das Mitleid erst recht, wenn der Grund dazu schon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geschenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger auf seinem Gesichte. Vielleicht, weil wir nun erst an

dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermessen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu sehr erschreckt, als daß wir den Muth hätten, seiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr seid ein dumm's Fräle", sagte der Fritz. — „Habt ihr das nu fertig gemacht, da mit der — ihr wißt schon, was?"

„„Mach' nur erst, daß du wieder stark bist und deinen Besuch kannst abstatten."„

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und sie wissen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich sie allein könnt' sprechen?"

„„Freilich, Fritzle, freilich,"" entgegnete die Alte. „„Es ist aber doch närrisch mit den Menschen. Guck', sag' mir einmal, Fritzle, hast du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt ist gewest in der Werkstatt?""

„Ihr meint, in der alten Zeit?" So nannte der Fritz die Zeit vor seiner Aenderung.

„„Ja,"" entgegnete die Großmutter. Dem Fritz fiel's ein.

„Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'reingeräumt, weil ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild gewest; ich hab' nix können finden."

„„Ja,"" meinte die Alte; „„glaub's wohl, weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach' anfgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht

erst eine halbe Stund' hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneid't nicht.""

„Ja", sagte der Fritz. „Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag gewest, wo ich — ihr wißt schon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild gewest, daß ich die Sachen dort hab' müssen suchen, wo sie haben gehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt gewest."

„„Und rath' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht gewest.""

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: „Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' sie's gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein."

„„Nu, ich will dir's sagen, Fritzle, die Heiterethei ist's gewest.""

„Also doch?" Dem Fritz stieg Dunkelröthe in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Schaam vor der Großmutter zornig auf: „Von der Valtinessen-Ev' habt ihr wollen sprechen."

So sagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte gesprochen? Aber hatte er nicht in seiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegentheil? Ueber seine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgeh'n, zieh' ich nach Amerika."

Die Alte erschrack. Sie fing an, zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung abzubringen, die Heiterethei verschmähe ihn, plauderte sie wie unabsichtlich weiter:

„Aber was red'st du nur immer noch, Fritzle? Die Sachen ist abgemacht. Es ist Alles fertig. Die Valtinessin hat auf die Knie geschlagen und hat gesprochen: Hier sitz' ich und sag: so ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel selber zusammen gefügt. Er soll nur kommen, der Meister Holder. Sie ist eben guter Laune gewest über der Heiterethei ihr Häusle, wo der Regen beinah' hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei so lang' Angst gemacht — nu kann ich dir's schon sagen, Fritzle —, du thät'st ihr mit dem Beil auflauern und wollt'st ihr, wer weiß, was thun, bis die Heiterethei ist desperat geworden, und du weißt schon, was hernachen ist passirt. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es ist nicht wahr, was ihr die Weiber haben gesagt, da ist sie noch einmal desperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die sie dazu haben verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle."

Es war ein Wagniß von der Großmutter, jetzt schon

vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen, und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andere Weise ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Nothwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen müßte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Valtinessin, ein bloßes Vorgeben gewesen. Aber sein jetzt noch eben so heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirath und seine Drohungen erlaubten den Aufschub der Mittheilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Gesichte ihres Enkels hafteten, während sie, nur wie beiläufig, des nöthigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie sie miterblaßte, als sie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Voraussetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen desselben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiterethei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiterethei

geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, dessen ihm lächelndes Gesicht er nun erst erkannte, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es gethan. Er meinte, sie müßten über sein schulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev' aufgepaßt, eben so verächtlich denken, als ihn selber Trotz und Schaam zwang, zu thun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt' der Heiterethei aufgelauert, damit sie ihren Aerger und ihren Hohn recht könnten auslassen."

„„Na,"" suchte die Alte ihn zu begütigen, „„du denkst, Fritzle, sie haben dir's verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck', Fritzle, so ist's nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du's so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär' nicht das Richtig' gewest. Wer die Leut' wollt' blind machen,

der thät' ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verstecken, so meinen sie, es müßt' auch danach sein, daß man's müßt' verstecken; und was Gut's versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hätt'st gemacht, und wär'st so heimlich gangen, und hätt'st die Heiterethei selber mit desperat gemacht, und hernachen wieder der Leut' wegen gesagt, du wär'st der Gringelwirths-Ev' zu Lieb' gangen, das wär' nicht das Gescheidt'st gewest. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben sie gemeint.""

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Aerger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen, oder Gedanken an die Heiterethei darin lesen zu lassen, das litt sein Trotz nicht. „Es wär' verkehrt gewest, daß ich zu viel auf die Leut' hätt' gegeben?" sagte er zu sich, indem sie ging. „Und wer hat das gemeint?" Die Leut'? Wer sind denn nun eigentlich die Leut? Die da sagen, man soll nix auf die Leut' geben, das sind ja selber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht confus soll

werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder Recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben. Im Fieber, da hab' ich immer mein link Bein für einen Hund angeseh'n, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich selber getreten. Die Leut' sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut' bellen dich an, und hast sie wollen treten und hast dein ganz Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein anderer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt' nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag' ich dir! Ist das Alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest, als dein alt Wild- und Dummthum, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Apart's, wo du bist auslachenswerth gewest, und wo du was Gescheidt's hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelelement! Und wenn ich's noch wenigstens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen bleiben bei meiner Dummheit wie das Kind bei dem, was es hat gemacht".

„Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat kein Mal recht damit heraus gewollt, ob sie die Sach'

mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es sollt' heraus kommen, als wär's zufällig gewest. Ja, so ein alt Fräle hat auch noch ihre Aest'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt' gesagt und wär' noch gar nicht bei der Valtinessin gewest. Weiß ich nicht, was ich thät vor Plaisir, wenn's so wär'. Aber sagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb' mir's wär'. Wenn doch am End' schon Alles fertig wär', und eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnt' sagen wie ein klein Kind: Vorhin ist mir sell nicht recht gewest, jetzund ist mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög' sich stellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu schon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt' ihm darüber das Herz entzwei geh'n im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt', ich wär morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun, das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt' wissen, was sie dächt', wenn die Leut' sagen, ich hab' sie gewollt! Ob sie's recht sehr reuen thät'? So recht sehr? Ob sie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weis gemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt' thun darum. Da

kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der ist auch pfiffig genung. Es wär' verwünscht, wenn ich die Ev' nun müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht gesund werden danach; das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meister Schnödler merkte trotz dem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wissen wollte.

Es lag im Vortheil der Valtinessen-Ev', wenn er so antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er stellte also die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig stadtbekannt. Die Leute hätten die Heirath längst voraus gesehen, deßhalb finde die Rede einiger Wenigen, die sich ein weises Ansehen zu geben suchten, wenn sie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang man mache sich auch noch über die weisen Leute lustig. Ein so wunderliches, grundloses Hin und Her mit seinen Absichten und Entschlüssen traue man einem solchen Manne, wie der Holders-Fritz, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung seines Gemüthes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ sich wieder zu seinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch diesen Umstand. Er suchte die Alte auf und brachte sie durch wohl an-

gewandte Beruhigungs-Reden bald in die größte Angst.

Der Fritz, sagte er ihr beiläufig, scheine zu glauben, daß sie ihn zum Besten habe mit vorgespiegelter Erfüllung seines Wunsches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zustand des Genesenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuscht zu sein, herrühre. Sie solle, da ein gefährlicherer Rückfall in Aussicht sei, ein Gespräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünschte Kerl sagt, daß er übermorgen nach America will, da wollen wir ihn schon kriegen. Was? der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenn's geräth, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach America. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, curirt ihn vielleicht die Seeluft. Das ist ein ganz anderer Kerl, als so ein Landwindle. Ich soll seh'n, ob's wahr ist, das mit der Valtinessin, daß das fertig wär'. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„„Ja, Meister Schnödler,"" begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Groß-

mutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vortheil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entsetzlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Wort kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rath. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatten sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß, — so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unschicklichkeit einer Werbung

durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie bloß schrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungs-Keim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder erstickte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott," dachte sie, „der Bader hat doch Recht gehabt: das Fritzle faselt schon wieder. Wenn er wirklich sollt' sterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzt' Lieb' nicht hätt' gethan mit der Baltinessen-Ev'. Und ich wär' noch obendrein damit schuld an seinem Tod."

„Da, Fritzle," sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Cremortartari-Trank neben ihn stellte.

Im Fritz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. „Der Schnödler," meinte er, „kann von dem Fräle angestellt sein." Zwar schienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussetzte; aber im Ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: „ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' so."

„Fräle," sagte er, „ihr habt's nicht fertig gemacht, das, ihr wißt schon, was. Ihr seid wie der Fieberhund . . ."

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über den Kopf zusammen. „Aber, Fritzle . . ."

„Die Leut', mein ich. Ihr seid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine Andere aufdringen."

Der zornige Ton, mit dem er das sprach, klang so von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erschütterte, als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber, Fritzle, wie kannst du das denken?" sagte sie weinend. Sie sah schon den Meister Schramm im schwarzen Mantel an der Thür stehen, und es schien ihr nun selber, als habe sie das thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm sich vor, sobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was sie ihm bisher vorgespiegelt.

„Es ist ja fertig, und guck', Fritzle, was noch dran fehlen sollt', das ist ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, sonst wird's schlimmer mit dir."

Der Fritz sah sie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge sie vielleicht erst, das zu thun, wovon er so sehnlich wünschte,

es sei noch ungethan. Gleichwohl wollte er sich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht ist," fuhr er daher fort," so laßt's bleiben, Fräle. Hört ihr?"

Sie traute ihren alten Ohren nicht; sie wandte sich und nahm die Augen zu Hülfe.

Ihr scharfer Blick zeigte ihm, er sei im Begriff, sich zu verrathen. Er meinte, ihr müsse es eben so verächtlich scheinen, wenn sie sehe, er sei mit seinem Zorn und seiner Reue ein kleines Kind, als ihm selber das durch die Augen beschämten Trotzes angesehen vorkam.

„Ich kann's schon selber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weis macht, was man will. Ihr sollt meinetwegen nix thun, was ihr nicht gern mögt."

Diese Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht selber kann, ich find' schon einen."

„„Den Bader,"" dachte die Alte mit einer Art eifersüchtigen Schmerzes. „„Vielleicht komm' ich doch noch eher, als der; es sind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.""

„Von euch will ich's nu nicht. Ihr sollt's nu nicht. Hört ihr? sonst verdrießt mich's noch mehr."

„„Was du red'st, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich schon fertig wär'! Aber es ist ja schon. Und du wirst

noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnt'st ein Bißle schlafen!""

Sie setzte sich auf einen Stuhl und schien sich in ihr Gestrick zu vertiefen. Sie wollte sein Einschlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz fast wieder irr gemacht. Er sah ein, daß er in der Weise, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe seiner Sehnsucht mit seiner trotzigen Schaam wurde ihm deutlich, daß auch diese Schaam nichts weiter sei, als sein altes Wild- und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüthe der Großmutter seine eigenen Grillen fürchte. Er triumphirte wiederum mit seinem Denkerstolz, um seinem Gedankenergebniß die nöthige Wucht zum Todesstoß auf die widerstrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken gewesen, so mußte er freilich inne werden, daß dieses selbst weder in seinem Ausgangspunkte, noch in seiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verläugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen sollte, Trotz und Schaam zu überwältigen, dürfte er sein Gesicht den klugen Augen der Großmutter nicht aussetzen, so wandte er sich nach der andern Seite.

„Fräle, ich will euch was sagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, seid nicht etwa dumm —"

Er fühlte die Schaam schon auf seinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dieß aber gar nicht geschah, so fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in seinen Gedanken unbemerkt, leise aus der Thür gegangen sein. Er kehrte sich, so rasch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an seiner Stelle. Erschrocken setzte der Fritz sich im Bette auf. „Nun ist sie erst zur Valtinessin gangen!" fiel ihm ein. „Nu ist's aus mit dem Annedorle! Er fühlte nun erst recht, wie in dieser all sein Glück beschlossen war. Und ich muß die Valtinessin-Ev' frei'n! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da sein! Hört doch nur!"

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtinessin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

„Es wird so werden," tröstete er sich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er sich das Wort, von Stund' an ernstlich alles Wild- und Dummthun abzuschaffen und unter keiner Maske mehr an sich zu lassen, sie sei so verführerisch, als sie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es ist eine Eigenheit guter Entschlüsse, daß sie gewöhnlich zu spät kommen.

„Glaub' mir's nur, Liesle," sagte die Heiterethei vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geschlungen, leise zu dem schlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal sagen, und da sie es doch nicht wecken wollte, so flüsterte sie: „Ich lass' dich gewiß nicht, so lang' ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle! und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß thun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernst war mit diesen Vorsätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; sie fielen, eines um das andere, vor seiner Gewalt in sich zusammen, und die Heiterethei sah halb froh, halb traurig die Gestalt der Wirklichkeit aus den sinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte sie nicht mehr zu begreifen, wie sie solch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewisser, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träumende gethan oder noch thun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas

davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verscheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieser Nacht war die Seele des gesunden, kräftigen Mädchens in geschlechtlicher Hinsicht noch ein Kind gewesen. Wenn sie erst den Fritz ungern in seiner Verwilderung gesehen hatte, so war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmüthigkeit gewesen. Dann hatte das endlose Warnen und Rathen der Wachtstubenweiber sie gewöhnt, ihn zum steten Gegenstand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angst und Selbstanklage hatten dieses Denken an ihn zu inniger Theilnahme gesteigert und ihre Seele vertieft, die aber noch immer geschlechtslos blieb, bis die Eifersucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter gewesen, die nach Befruchtung der Blüthe abfallen konnten ohne Nachtheil für das Wachsthum der Frucht. Und diese reifte schnell zu der schwellenden Fülle, die sie auf so saftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke; „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt ist gewest! Hernachen ist Alles gut."

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen, strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Gesicht an Gesicht,

vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es selbst wußte, kleidete sie sich, als wär' ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum erstenmale in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie aussah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev' nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl ist's in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches sie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird Alles gut, Liesle, es wird Alles gut.“ Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. „Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin!“ Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie Niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sie's nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sich-

Anbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern knieend abbitten und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn Sich-Verlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstuben-Weibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Kühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

„Einen guten Morgen," sagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünsche er, es mög' es Niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, gibt's noch ander Wetter. Da werd't ihr mehr Leut' müssen anspannen."

Es kommt ihr keine Antwort zu Hülfe, kein: „ja,

wenn ihr könntet helfen.“ Der Heiterethei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt sie sich bezwingen. „Ich wär' im Stand und hälf' euch den Vormittag aus,“ fährt sie fort.

„„Ich meint'““, sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „„dort käm' der Bäs Valtinessin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommst.““

Die Heiterethei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Valtinessin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht sie weiter und sagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht passen. Ihr müßt euch schon allein behelfen dasmal.

Der Mann, der schon in der Thür war, sieht, daß sie geht, und kommt wieder heraus, um seine Arbeit fortzusetzen.

„Was kann's helfen!“ sagt die Heiterethei; „du mußt Milch haben und Brod, du arm's Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum ist gewest, so will ich mir gern noch mehr lassen gefallen!“

Da kommt der Gurken-Kaspar daher. Ehe er der Heiterethei ansichtig wird, zankt er mit seiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, Alle mit Rechen bewaffnet. Das kommt von deinen Anstalten! hätt'st du beizeit dazu gethan, so hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du Eins willst bestellen, als wenn's schon versprochen ist.“

„„Da komm' ich gerad' recht,““ denkt die Heiterethei.

„Glück zu ins Heu!“ sagt sie laut und setzt hinzu, als wenn sie spaßte: „Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben; ich seh’s euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort schon auf Wochen hinaus verthan.“

Der Gurken-Kaspar erschrickt und stottert verlegen: „Ja, manchmal, da möcht’ man wohl — wunderlich Wetter, das ist — wenn nicht — so aber — hat man sich beinah’ zuviel vorgeseh’n . . .“

Der Heiterethei schlägt die Gluth ins Gesicht. „Ich glaub’ doch gar,“ lacht sie, „Er denkt, ich biet’ mich an?“

„„Ja so,““ sagt der Gurken-Kaspar erleichtert. Er war im Zuge noch einen Scherz mit ihr zu wechseln; seine Frau aber rannte ihm absichtlich unabsichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaspar war der Mann, der einen Wink verstand und wenn er noch feiner war. Er schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen, und ging schweigend fürbaß.

Eine von seinen Töchtern aber wandte sich im Gehen: „Weißt du’s noch nicht Annedorle? Sonntag über acht Tag’ macht der Holders-Fritz Hochtzig mit der Gringelwirths-Ev’.“

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht:

„Das wißt ihr heut' erst? Ich hab's beinah schon wieder vergessen!"

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer Andern: „Wie das Annedorle sich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochtzig."

Die Heiterethei drückt unwillkührlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Besser's anzuzieh'n haben zur Ev' ihrer Hochtzig," lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh thät' bis in den Tod, wir lassens doch Niemand merken. Daß die Gringelwirths-Ev' 's erführ' und schnitt' ein Gesicht, wie sie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär'. Ich mag den nicht. Ich mag gar Keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', so lang' mich die Leut' seh'n! Ja, anbieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht."

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue zeigen und sich demüthigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Uebermuthe, der größer und beleidigender erschien, als ihr früherer, weil er mühsam erkünstelt war. Hinter jedem Lachen stak ein mühsam zurückgedrängtes Weinen, und jenes geberdete sich nur deßhalb so wild, damit dieses nicht den Muth gewinnen sollte, hindurch zu brechen.

Wenige waren so ehrlich, zu gestehen, daß sie in dem Gewebe von Vetter-, Basen- und Arbeitskundschaft mit Armen und Beinen gefangen seien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unversteckt entgegen kam, steigerte ihre künstliche Laune nur immer höher. Es war, als sei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und sie verlange, man müsse sich bedanken, wenn sie dieselbe nur annähme. Und wenn es Jemand nicht über sich gewinnen konnte, ihr geradeaus abschlägig zu antworten, half sie ihm selber Vorwände zu erfinden. Es schien, sie sei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Uebermuthe und innerlich zusammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf sie auf dem Heimwege mit dem Meister Schramm zusam-

men, der ihrer Mutter Curator gewesen war und nun ihrer war.

Der Meister sah sich kopfschüttelnd um. Er war derselbe, dessen rothen Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deßhalb in Hemdärmeln, und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wissen, das lebendige Localblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren spielte er — wir haben das aus der poetischen Beschreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieser Mann sah sich fast ängstlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen ansichtig geworden, sagte er: „Ich bin eigentlich so zu sagen auf dem Weg zu Ihr.“

Die Heiterethei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein eigenes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: „Da haben wir Einen Weg,“ und schritt voran.

Der Meister wußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und

dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in Betreff der unnöthigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiterethei das Kind, daß ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Ueberbleibsel des Wachtstuben-Glanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut herum gewesen wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen ..."

„„Weiß wohl,"" half ihm die Heiterethei. „„Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gangen.""

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad' nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab', vom Essen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie Sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben."

Dieses Anerbieten war der Heiterethei kränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren. Der weiße Druckflecken zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?"

Der Meister aber schien das Mal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr," sagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was

die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt', Sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Aerbet, und Ihr wär's um Aerbet gar nicht zu thun? Und ich seh', sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär' am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus Ihr wär' geworden, da hab' ich doch erst noch eine Vormahnung wollen versuchen."

Die Heiterethei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören," sagte sie. „Was steckt Er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl und eine Ofenbank."

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wand an sich oder sich an die Wand.

„Ich meint' doch," sagte er, „es ist just gerad' recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr ist's gar just gerad recht gewest, daß der Regen die Wänd' hat verschwemmt; so künten's die Leut' in der Nachbarschaft nicht am Thür-

Auf- und Zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Besuch gäb' bei ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten Recht. Aber eine ledige Weibsperson, wo allein wohnt, sollt's gar nicht dazu kommen lassen, daß so eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' entstehn'. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Bessers thun, als daß sie sieht, wie sie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß Der und Jener noch Lust hat, sie drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird sie auch benutzt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmst' glauben, da geben sie sich nicht noch Müh', die Sach' erst nachzuseh'n, ob ihr wirklich so an dem ist. So machen's die Leut'. Ich meinestheils, was mich betrifft, will gern nix Schlimm's von Ihr meinen, und drum wär mir's recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's schon lang lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frei'n, so gut und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erst von Sich thun."

Die Heiterethei fuhr vor Entrüstung von dem Stuhl empor, auf den sie sich gesetzt. „Den?" sagte sie mit Verachtung. „Der sein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimm's von mir glauben und meint, ich nähm' den?"

Der Meister Schramm schüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem," meint er, „bedächt' sich die Valtinessin selber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft."

„Warum heirath't er," fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht selber, wenn er sich so in sie verschamerirt hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochsen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch' Keinen, und wär' er der Herrgott selber. Und mit seinen Leuten? Als wenn ich den'n was Lieber's thun könnt', als daß ich schlecht thät' werden."

„„Mög' das sein, wie es will,"" sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „„Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Aergerniß werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt gibt. Und Sie wird wohl thun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr schicken.""

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. „Es soll mir nur einer kommen, sagte sie, ich will's ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es gibt mir Niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix lass' steh'n als die bloße Decken. Ich will's Ihm schon sagen, daß er für Sich soll sorgen und and're Leut' in Ruh' soll lassen."

„„Ihr red't wie ein Weibsbild,"" entgegnete der

Meister und wunderte sich über die geistige Ueberlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. „„Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Aergerniß nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab' Ihr gesagt, was ich als Ihr Curator Ihr hab' müssen sagen. Thu' Sie nun, was Sie will, aber mir kann Sie hernachen keine Schuld geben.“ “

Damit knüpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verschwand.

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brod, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. „Recht so, Liesle,“ sagte sie dann wohl; „du wirst auch einmal eine Heiterethei und bleibst den Leuten keine Red' schuldig!“

Dasmal, nachdem sie vergeblich Alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becken. Die Heiterethei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Curators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die Aeußersten der ganzen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsichtlich in Collission mit einander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe derselbe sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohl-

genährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, Alles zerfloß vor Ueppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüsternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe?“ halb der Heiterethei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Schaam und Unwillen erröthen. „Er braucht nicht so zu nicken,“ sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will essen. Weiter ist's nix.“ Sie ergriff ein dortliegendes Brod, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Waare überging.

„Ja,“ rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben.“

Die Heiterethei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind ist mein, und Er soll's nicht auf die Zunge nehmen!“ sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen, „So seh' ich nicht,“ entgegnete er, „warum ich ihm zu essen geben soll, wenn's mich nichts angeht.“

Die Heiterethei stand einen Augenblick überrascht, Die Wahrheit der Aeußerung traf sie so stark, daß sie das Brod wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär es nicht darum, sagte sie: „Daß Er meint, es wär' gestohlen? Von Seinem Brod' soll's gar nicht essen. Und es mag's nicht einmal!"

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt' er sich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein schön Feuer unter die Leut'. Wenn das Küchelchen noch nicht gahr ist, mir ist's gar nicht bang, daß sie's nicht noch wird."

Die Heiterethei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein Solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von Einer wie von der Andern zu denken!

Aber draußen hatt' es schon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es Jemand wagen konnte,

in ihr innerstes Heiligthum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüstling Muth gemacht?

Alle Muskeln der großen schlanken Gestalt schwollen an, wie sie's herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

„Guten Tag herein," sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem anderen sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Aehnlichkeit lag, machte sie sich so unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Muthwillige an der Heiterethei, wie anderer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie sorglos hingegeben und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiterethei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und

ähnlich verhielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiterethei kannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. „Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen," sagte sie; „was willst du schon, wo das zweit' erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig' Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir und was willst du?"

„„Als wenn man immer geschickt müßt' sein,"" entgegnet die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „„Und eine Herrschaft hab' ich eben nicht.""

„Sie hat dich fortgeschickt?" fragte ernst die Heiterethei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: „Ich bin selber gangen. Die Leut' meinen, Tanzen ist Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. Andr'e machen's auch, so heilig sie sich stellen." — Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiterethei sich vorbei schmeicheln wollte. „Und nun sei nicht mehr dumm. Was macht's? Ist's gesund?

Die Heiterethei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges

Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbei winden wollte.

„Wär'st du ordentlich worden," sagte die Heiterethei; „aber so, ich sag' dir, du rührst's nicht an."

„„Hm, weil du so ordentlich bist?"" lachte die Schwester, und nie sah sie der Heiterethei unähnlicher. „„Ich war einmal so dumm, daß ich anders hab' werden wollen, weil ich gedacht hab', du wär'st so; weil ich nicht gewußt hab', daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzuseh'n. Wenn's was Schlimm's ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser will sein, als sie ist, immerfort noch nicht die Allerschlimmst'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wissen.""

„Was wissen die Leut'?" fragte die Heiterethei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu that.

Die wich zurück und sagte nicht so muthig als vorhin: „„Frag' sie selbst, aber ich denk', du wirst's immer noch besser wissen, als die Leut'.""

„Du gehst hinaus," sagte die Heiterethei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'."

Die Schwester fügte mit noch kleinmüthigerem Trotze hinzu: „„Kann sein, einmal.""

„Einmal und immer noch, und drum sollst du hinaus. Wen die Leut' schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht."

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Ueberdies war sie die Aeltere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: „„Aber wer's selbst thut, meinst du, und drum bist du's nicht.““

„Ich sag' dir's noch einmal," fuhr die Heiterethei fort; „die selig' Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter geseh'n. Und drum lach' ich nur, was die Leut' sagen."

Die Schwester sammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt.

„Ich sag'," drohte die Heiterethei, „und das Kind soll wieder brav werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag und du darfst es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es soll brav werden, und plag' mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut', es ist mein Kind. So sind die Leut', und du weißt, wem es ist, und könntest dran erkennen, wie die Leut' sind. Red' wie du willst; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßtest sagen: so ist sie nicht, wie sie die Leut' machen,

aber dir wär's recht, wenn Alle wären wie du, daß du nicht braucht'st zu denken, du sollst auch besser werden. Und drum glaubst du's mit Gewalt, obschon du weißt, es ist nicht wahr. Und — nun kennst mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortging'st. Kommst du brav wieder, soll' ich deine Schwester sein und das dein Kind. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Die Schwester machte noch eine vergebliche Anstrengung, sich der Heiterethei gegenüber so stolz aufzurichten als diese that; dann brach sie zusammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Muth, noch ein leichtfertig Wort zu sprechen, aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugestehen. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, ohne das Ansehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo sie besser war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauschte, oder der Zustand des Häuschens, in dem sie Kind gewesen war: etwas traf dieses leichtsinnige Herz, stark genug, ihm eine Thräne abzupressen. Sie rang noch einen Augenblick stillstehend mit ihrem Trotze, dann kam sie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie sagte: „Wenn du wieder brav bist, hernachen komm."

Die Schwester wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und sie war in den Weiden verschwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann schloß sie die Kammerthür hinter sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum ersten Male völlig zusammen im Geständnisse: „Ein ledig Weib ist das elendst' Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht thut, sie muß auch sorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es Niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verläumdung kann sie der stärkste Arm nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen, hält man der Mühe werth. Ein Mann kann aufstehen, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär' er so tief zu verletzen, als ein Weib an seiner Ehre? so unwiderbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?“

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kann's nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint und die Mutter sie lieb gehabt. Hätte sie nur Ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg' unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker, die Annemarie ist fortgezogen: ihre Schwester hat dem Häuschen

Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sie's erhalten können und brav erziehen, wie ihre Muttter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo Niemand es lieb hat, und so arm, ohne Mutterpflege und Vaterschutz? „Am End' ist's besser für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus schlecht wollen haben!"

Immer lockender rieselt draußen der Bach, so viel Mühe sich auch der alte Holunderbusch gibt, ihn zu überrauschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden, sich hinein zu stürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sie's immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als rief' es sie; sie wußte nicht, warum; jetzt weiß sie es. Und der Fritz — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirths-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn schmerzen, er muß an sie denken, so oft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitz-

bank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo . . . . Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis sie Alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: „es ist noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Respect muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiterethei? Warum hat mir der lieb' Gott die starken Arm' gegeben und das lustig' Herz, wenn ich's nicht sollt' brauchen für das Liesle und mich selber?!"

Wieder nimmt sie das Kind auf den Arm: sie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck', Liesle, wie wir dumm sind gewest! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir geh'n gleich hin!"

Als sie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun ist ihr's gleich, was die Luckenbacher

denken davon — in die heitere Mittagssonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der ist eben auf dem Weg vom Holunderbusch in das Gärtchen drüben. Dort setzt er sich auf eine rothe Bohnenblüthe gleich neben dem großen Stachelbeerbusch. An diesem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! du bist hungrig, du arm's Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erst. Ja, die alt' Annemarie hat Recht gehabt. Wenn's nur den Menschen einmal wieder hungert, hat sie gesagt, hernachen ist dem Tod sein Heu verregnet." Dazu kommt dort — aber er ist's doch nicht? Ja, er ist's doch! Der Holders-Fritz ist's; der Holders-Fritz ist's wirklich, der dort von den Weiden herauf kommt. Wie sieht er anders aus, als sonst! Er hat eine weiße Weste unter seinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Fast wäre die Heiterethei so thöricht gewesen, vergeblich zu erschrecken. Was sollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es ist der kürzeste Weg zu seiner Braut; der hochmüthige Giebel da oben, der ist ja vom Gringelwirthshaus.

Aber sie ist schon erschrocken, so thöricht das ist.

Wenn er sähe, daß sie über ihn erschrocken ist — das darf er nicht wissen, wie ihr's um das Herz ist.

Niemand darf's wissen. Um Alles nicht! Das wär' erst ein gefunden Fressen für die Leut', für die Gringelwirthsev', für die Valtinessin, für alle die großen Weiber und — für ihn selber mit! Und wenn sie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den seinen könnte sie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der so aussähe, keinen Laut von ihm, der so klänge!

Sie setzte das Kind an dem Stachelbeerbusch nieder; zum ersten Male vergaß sie, daß es unreife Beeren abreißen und essen kann. Sie selber sieht sich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er sie nicht gewahr werden soll. Aber schon kommt er näher. Sie bückt sich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelblack-Stöckchen, das mitten in der Petersilie steht. Der Athem vergeht ihr fast; sie sieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angst, als hinge Tod und Leben für sie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angst wächst, wie ihr der Traum einfällt. Hier stand sie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und so warm, und so ein fröhlich Rauschen zog durch Büsche und Kräuter.

Der Holders-Fritz ist indeß an den Zaun gekommen.

„Sieh," sagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!"

Er hält einen Stromweck in die Höhe, so gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die un-

reifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund stecken wollte. Es kommt an's Staket und langt danach. Der Holders-Fritz gibt ihm den Stromweck, und es fürchtet sich so wenig vor dem „wilden" Fritz, als wär's all seine Tage mit ihm zusammen gewesen.

Der weiß aber auch nicht, was er sagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er ist ein ganz anderer als sonst. Da ist nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenlosen Blick, von der dunkeln Röthe in seinem Gesicht; nichts mehr von dem herausfordernden, schlagfertigen Wesen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in seinen Zügen, das lange Haar ist bedeutend kürzer geschnitten und fliegt nicht mehr so wild verworren ihm um das Gesicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus seinem Innern hervor; die Stimme ist nicht mehr so heiser und gewaltsam in die Höhe getrieben. Er ist schlanker als sonst; Alles an ihm ist milder und bescheidener und dennoch männlicher. Er ist ein ganz Anderer; er ist nun erst der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erschaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz spricht erst mit ihr und übersetzt sich die Reden, die sie in unbekannten Sprachen hält, so gut es gehen will; während deß ist er näher herangetreten an den Zaun; nun sagt er ganz leise: „Dorle!"

„„Das ist doch dieselbe Stimme, wie den Morgen

im Traum,"" denkt die Heiterethei in ihrer wachsenden Angst. „„Und wie er so freundlich mit dem Liesle ist, das alle Leut' sonst scheel anseh'n! Das ist schön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergessen, und wenn er . . .""

„Dorle," sagt er noch einmal.

Aber sie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe sie thut, als würde sie ihn eben erst gewahr. Und sie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß sie die Augen nach ihm hinzuwenden scheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find'," fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur was fragen."

Mit einem Blicke übersieht sie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist.

„Mich?" fragt sie so gleichgültig und verwundert, als sie kann.

„„Ja, dich,"" entgegnete er.

„So frag'. Aber mach'; ich hab' nicht viel Zeit."

„„Du hast bei mir aufgeräumt . . .""

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?"

„„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkstatt in den Städeln, da am Gründer Weg.""

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja spräche! Die Heiterethei kann's nicht, und hinge wer weiß was davon ab.

„Guckt doch," lachte sie. „Ich hab' weiter nix

zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!"

Der Holders-Fritz wird dennoch sichtlich freudiger. „Wenn du nicht roth würd'st, wollt' ich's glauben," sagt er schnell. Und du wirst noch immer röther."

„Er thät' sich freu'n," denkt sie, „sagt' ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?" Aber sie sagt: „Freilich, weil ich mich schäm', daß du so einfältig red'st. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader sagt immer, ich soll aderlassen. Wenn du deinen Spott haben willst, geh zu Deiner."

Der Holders-Fritz sagt, so ernst er kann: „Ich spott' nicht. Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein." Ein kleines Bißchen Schelmerei war unter den Ernst gemischt, mit dem er fortfuhr: „Ich hab' gedacht, du brauchst's nicht bei Nacht zu machen; du könntst's am Tage thun."

Die Heiterethei hörte den Ernst nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab' dir nix gemacht," sagte sie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehst du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Bursch gehabt, geschweig' mit einem versprochenen; am wen'gsten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genung. Und ich hab' mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich geh'n; und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Holders-Fritz schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Dorle, hörst du?“ Und als sie hartnäckig schwieg und that, als meine sie, er sei schon gegangen, setzt' er hinzu: „Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wissen, wie du denkst. 's war nur gefragt, und eine Frag' ist kein Donnerschlag.“ — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er sieht, sie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert während deß wieder am Lackstock und rauft unbarmherzig in die Petersilie hinein, damit es scheinen soll, sie habe wirklich nothwendig zu thun. Aber sie fragt sich: „Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein — was will er damit?“

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort.“ In den Bohnen vor ihr flüstert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willst ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirths-Ev'. Schon aus Stolz ja muß er das nun.“ Doch sie weiß ja selber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber sie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn sie auch einen wüßte. Ja, ständ' er vor ihr und fragte noch einmal, sie könnte ihn nichts merken lassen. Um so weniger, je mehr sie fühlt. Es ist, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! immer weiter außen ist die Welt, immer tiefer drinn die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte

Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er stehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm schwer. Er ist ja noch krank, und daran ist sie schuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn Niemand zurück? Und doch erschrickt sie, wie sie rufen hört: „Fritz!" Das Kind ist's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!" gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder stehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind Fritz sagen gelehrt? Die Heiterethei selber, ohne daß sie es wußte, wenn sie vom Fritz mit ihm sprach. Das wird er nun errathen. Er muß denken, sie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und schon steht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüthen des Zauns.

„Du hast mich gerufen, Dorle," sagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirst gehen lassen."

„„Ich?"" entgegnete sie, das brennende Gesicht abwendend. „„Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht.""

„So war's das Liesle."

„„Das?"" lacht sie.

Er fragt das Kind, das er mühsam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf seinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht so dumm," sagt sie hastig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden."

„„Als nur Fritz?"" fragt er, blässer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „„Das ist doch curios.""

„Das ist nicht curios," sagt sie noch hastiger. „Weil dem Nachbar sein Kater Fritz heißt."

„„Der dort?"" fragt der Fritz und lockt ihn: „„Komm, Fritz, Fritz komm. Der muß anders heißen,"" fährt er fort, „„oder er hat seinen Namen vergessen. Das Vergessen scheint überhaupt hier Mode.""

Die Heiterethei ist ganz verwirrt, blutroth, zornig vor Schaam. „Der Kater", sagt sie, „hört bloß auf seine Leut', und nicht auf jeden Narren".

Der Fritz scheint sich an ihrem Zustande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiser redend, man sieht, er wird immer heiterer.

„Warum hält'st du dem Liesle den Mund zu?" fragt er; „es will mir noch was sagen."

„„Es ist nicht wahr, was es sagen will,"" spricht sie. In immer noch wachsender Verwirrung traut sie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Absicht zu, sie zu verrathen. Und nun wird sie auch noch ge-

wahr, sie zeigt dem Fritz, indem sie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchstaben darauf lesen und mit diesen alles, was sie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch blässer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umsinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: „wenn es Jemand sähe!" beherrscht ihr Aeußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wär' sie mit umgesunken. In einem Arm hat sie den Fritz und das Kind, den anderen stützt sie auf den Zaun. Und, wie eigen! eines von dessen wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Athem Beider. Eben so, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume, sie fühlt, daß sein Auge, welches sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Wonne-Angst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Holunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schramm rothem Kirchenfrack herüber kommen zu sehen.

„Wenn ich könnt' sitzen," sagt der Fritz! „Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hat's nir zu

bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deßhalb zu machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht."

Die Heiterethei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbst-Vorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelös't war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks gibt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut."

„„Braut?"" fragt der Fritz. „„Das ist dummes Zeug.""

„Zur Gringelwirths-Ev'," fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn eben so gut ein Verräther war, als Thränen.

„„Die Ev'?"" fuhr der Fritz fort. „„Ja, der Fieberhund — die Leut' mein' ich, hätten mich beinah dazu gebracht. Weil ich hab' geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt —""

„Und du willst doch zu der," sagte das Mädchen, der das Athmen so schwer wurde, wie damals im Traume.

„Zu dir wollt' ich, sagte der Fritz. Ich wollt'

wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„„Schon wieder?""

„Und noch um was. (Die Heiterethei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) Warum du mich vom Steg hast gerennt."

„„Weil ich dacht', du wollt'st mir was thun.""

„Ich?"

„„Du hast mir doch aufgepaßt,"" sagte sie, von Neuem roth, und die Leut' — ""

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —"

„„Sagten, du wär'st wüthend,"" eilte sie, um über das Geständniß hinaus zu kommen, daß sie sich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erst," entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab' erst nicht gewußt, was ich dir sollt' thun. So war ich des Teufels vor Desparatheit auf dich, und noch den ganzen anderen Tag."

„„Was ich hab' gered't, das ist die Wahrheit gewest.""

„Eben darum," entgegnete der Fritz. „Guck', Annedorle, was ich dir jetzt will sagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können sagen, dir nicht und auch einem anderen Menschen nicht. Ich hab's erst dem Nagelschmied seinem Hund, hernachen hab' ich's meinem Fräle vorerzählt, alle Stunden ein paar Mal,

bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' gestottert und bin roth geworden dabei. Du hast eben in Allem Recht gehabt, und auch darin, daß du hast gesagt, wenn ich dich freit', da — könnt' — noch Einer aus mir werden. Da ist mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar versengen thät', Bursch, du red'st weiter. Wir wollen dich schon kriegen wie der Bader sagt. Schäm' dich, daß du dich schämst, wo's verkehrt ist. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wollt'st nehmen. Aber da bin ich heimlich gewest wegen der Fieberleut', und bin Nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich hast gefürchtet."

„„Gefürchtet?"" lachte die Heiterethei. „„Und wohl vor dir?""

„Ja, du bist eben noch, wie ich damals bin gewest," entgegnete der Fritz. „Du bist deinen Fieberhund noch nicht los. Du schämst dich noch, daß du dich sollst schämen."

„„Du hast dumm Zeug genung gemacht,"" sagte die Heiterethei, „„du hast Ursach' genung. Ich hab' nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch zu schämen.""

„Nu, meinetwegen," entgegnete der Holders-Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeister machen, wo ich noch an mir selber genung zu ziehen hab'. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab' gemacht,

und wie ich gemeint hab', nu bin ich gescheidt, das Allerdummst', das erzähl ich dir ein ander Mal. Zuletzt ist das alt' Wildthun noch einmal gekommen und hat gesagt: ich bin das alt' Wildthun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannesehr', und weil du ein dumm Wort hast gered't, so verlang' ich nu von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es ist nur gut gewest, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab' weg gekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewest, wie mein alt Fräle. Guck', Annedorle, ich schäm mich nicht, daß ich muß sagen: du hast Recht gehabt, und es ist alles gut gewest, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbissener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' thäten mir Alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' Alles zum Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht wie ich wieder in die Welt hinein hätt' soll'n kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hätt'st hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem Bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab' gemeint, du kannst mich

nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, so säß' ich jetzt trüben in America und dächt' immer noch, du hast's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir hast aufgeräumt, geh'n wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib' ich ein Junggesell; eine Andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. „„Aufgeräumt hab' ich einmal nicht,"" sagte sie. Wer weiß, wer das ist gewest! Und du denkst vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr, als wahr ist. Und das Liesle da . . .""

„Nehm' ich gleich mit," sagte der Fritz triumphirend: „Du mußt nicht denken, du hast's allein gern."

„„Und die Leut' im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus.""

„Was frag ich nach denen! Das sind Fieberleut'. Eigentliche Leut' gibt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: „„Nu, wenn du denkst, es ist dein Best's, und du willst's durchaus; aber ich dring mich nicht auf. Wahr ist's, du hast mich gedauert wegen der Gringelwirths-Ev', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchst. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt', das ist mir nicht eingefal-

len. Thust du's, meinetwegen, thust du's nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich Einen muß haben. Ich hab's nicht nöthig. Ich kann's noch selber ermachen.""

Der Fritz hatte seine eigenen Gedanken bei dieser Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in seine eigene letzte Vergangenheit zurück zu blicken, um zu wissen, wie er er sie verstehen müsse. Er meinte: „so ist's recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respect von ihrer Seite und die Lieb' von seiner." So dacht' er, aber er sagte: „Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie sie's allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau sollt'st werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm' ich gleich mit."

„„Du denkst auch,"" lachte die Heiterethei, „„ich hab' auf dich gepaßt und hab' sonst nix zu thun und komm' gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommst du?""

„Wie sich's dir schickt," sagte der Fritz schon im Gehen. „Du wirst schon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt' reu'n."

Die Heiterethei hielt sich noch immer am Zaun. „„Ich komm' schon nach,"" sagte sie. „„Denn das kannst du gleich wissen, despectirlich behandeln lass' ich mich nicht, und lass' mir nix sagen, wo ich selber seh', was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig.""

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigenthum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte. Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren müßte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängniß vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; sie sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben

dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach Andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich auf irgend eine Weise loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand als den Uebergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Aerger darüber, daß sie's nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in welchem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehen, nun schämte sie sich, wieder umzukehren. Am liebsten wär' ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne

ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamen Gehens zu schämen. „Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt ich, ich müsse drin leiden, was sie mir thun wollen, wenn ich so langsam geh'? Hab ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, so werd' ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und so ist's und nu ist's fertig."

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarer Weise schien's, als habe sie nicht den Muth, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wär's unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Körper hereingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigenthume. Auch wenn sie bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam,

erschien sie nichts weniger als verlegen. Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hieher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigenthum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Essen und nöthigte so guthmüthig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zu Haus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein anderer, als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben und hatte nichts dafür gethan, und zweifeilte, ob sie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die

Heiterethei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Muthe.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das Ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern, als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigenthum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in Einem Zuge schaffen; es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältniß zwischen dem, was zu thun war, und der Langsamkeit, mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war ihr damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem

Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was sie gethan hatte, hatte sie freiwillig gethan; dennoch kam sie sich vor, wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Fritz schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr Häuschen und den alten Holunderbusch wiedersah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu sind wir wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt' sein, müßt' ich das Häusle da auf meinem Schiebkarr'n in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und lustig, da müßt' ich's können hinstellen, einmal in einen Wald, ein ander Mal auf eine Wiesen. Und wo's uns nicht mehr gefiel', heidi wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns sein und auch das Fräle; das wär' noch schöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich selber will; es sollt' ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können."

„Du bist ein närrisch Kind, Liesle," sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, ins Bett brachte,

eigentlich zu sich selber. „Es ist ja noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns Niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorstellen, und du wirst seh'n, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiterethei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möcht'st machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ' greifen rascher an. Aber es müßt' dir nicht zur Last sein."

„„Aber was denkt ihr denn, Fräle?"" entgegnete die Heiterethei froh. „„Ich muß nur seh'n, daß ich's auch so mach', wie ihr's gern habt, und das könnt ihr immerfort sagen."" "

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiterethei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser ging's ihr von den Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihr's doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So ging's von Tag zu Tag besser, bis der Fritz sie bat, zu bestim-

men, wann die Hochzeit sein sollte. Sie hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übel nehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermanne zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit demselben absichtlich über das Nöthige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimniß vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verrathen und verkauft. Dann kränkte es sie, daß der Fritz keine Dienstleistung von ihr verlangte; zuweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgehe-Rock und und dergleichen. Wenn er sie einmal bat, dachte sie:

wenn er dich lieb hätt', thät er nicht so fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm ein Mal den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Aerger über sich selbst sagte sie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in so ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht recht machen." Dann sagte der Fritz: „Das ist uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehört'st nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt' auf dich fallen. Das ist nix als dein Fieberhund. Du selber machst dir all' die Vorwürf', über die du bös wirst, wir nicht. Ich thu' dir keine Gewalt; und wären wir schon getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zu Lieb' thun magst, das verlang' ich nicht." — Sie fühlte dann, daß er Recht hatte, sie fühlte seine Liebe in seiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf sich selbst und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erstaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erstaunen und

wieder ein Fragen und Erstaunen. Wie früher die Heiterethei, so hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rath, Warnungen und Unglücks-Prophezeiungen zu leiden. „Es wundert mich,“ pflegte der Fritz zu sagen, „wenn ich hinaus komm, daß nicht die Bäum', die Zäun' und die Gränzstein' gelaufen kommen mit gutem Rath. Aber so weit, wie sie das Annedorle damit haben gebracht, so weit sollen sie's bei mir nicht bringen.“

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewiesen hätte, denn es war ja jetzt sein Wahlspruch nicht mehr, Wildthun, sondern Ueberlegung und ruhige Festigkeit mache den Mann.

Er hatte sich eine eigne Methode erfunden, auf die er sich bei sich selbst nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er solle sich wohl bedenken, eh' er den Schritt thue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich Alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er sich erst bedacht hätt'. Das mein' ich auch.“

„Ihr könntet Jede kriegen im Städtle,“ fuhr dann Jener fort, „und da sind reiche Mädle genung. Die Valtinessin hat's näh genung gegeben, wenn Er käm', ein Nein thät' nicht fallen. Und ich wüßt' hundert reiche Bursch', die sich die Händ' lecken thäten nach der Gringelwirths-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: „Goldmädle, ich mag dich.“

Dann sagte der Fritz: „Ja, Reichthum ist eine Hauptsach', und die Baltinessin, das ist eine ganze Frau.". Und in dieser Art ging es weiter, so daß der Andere am Ende nichts mehr zu sagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte sich eine andere Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas schwerhörig gewesen.

Sagte ihr Eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen," dann entgegnete sie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab' mich schon genung gegrämt darum, und gedoctert hab' ich, aber es hat Alles nichts wollen helfen."

„Ihr versteht mich falsch," sprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; ich mein', von wegen der Heiterethei —"

„„Ja,"" nickte das Fräle. „„Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab' angewend't. Ja, die letzt' Zeit ist's immerfort noch schlimmer gewest.""

Dann sagte die Andere schreiend, mit Armen und Beinen handtierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein', von wegen eurem Fritz —"

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: „Hitz'?" ja; das

ist's eben. Hitz' hab' ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder' mich nur, daß ich heut einmal wieder so gut hör'. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wird's wieder so schlimm wie zuvor."

„„Wenn das gut gehört heißt!"" meinte dann die Andere bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

„Guck', Fritzle, guck' wohl, was du da machst," sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir ist das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab' gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mir's manchmal angst; das wird immer schlimmer, je mehr's auf die Hochtzig losgeht; was soll da hernachen erst werden!"

„„Laßt's nur gut sein, Fräle,"" sagte dann der Fritz. Manchmal möcht' ich auch mit den Fäusten drein hau'n, aber hernachen würd's erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt' Heiterethei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirthschaft't, wie er geseh'n, nun

wird's Ernst, daß er 'raus muß. Bleibt ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wär's selber lieber, man braucht Gewalt; da könnt' sie sich erst recht verstocken.""

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz" besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das graue Diebesvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hier und da findet sich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel Anderen Muth, diese wieder Anderen. Nicht lange, und das ganze

graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf der schlagenden Hand und läßt sich triumphirend mit ihr vom Winde schaukeln.

Aehnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, das hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sich's so lange und so laut in allen Wirthshäusern vorgeschrieen, bis sie es selber glaubten, nicht die Kraft des Fritz, sondern die Macht der Meinung von derselben hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich Keiner ihm ernstlich gegenüber gestellt, weil man gemeint, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung befangen war, da hatte man es mit dem besten Erfolg gethan. Der und Der hatte den Fritz bezwungen, aber Niemand hatte es ihnen geglaubt. Und diese waren bei Weitem nicht einmal die Stärksten gewesen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es ist leicht, bescheiden auf einen Vorzug zu sein, der allgemein anerkannt ist. Als seine Stärke bezweifelt wurde, stieg sie ihm wieder im Preise, und seine neue Philosophie hatte schwere Proben zu bestehen, um so

schwerere, je mehr er seine Gesundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er sich selbst gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die schwerste Probe stand ihm heute bevor.

Zum ersten Male wieder seit dem Gründer Markt besuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein schöner Anblick, als die beiden hohen blühenden Gestalten geputzt neben einander nach dem Schützenhofe gingen. Die Musik tönte ihnen schon von Weitem entgegen.

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem schönsten Burschen zum Tanze geführt zu werden, schien ein Vorzug der einem Mädchen schmeicheln konnte. Aber die Leute mußten sagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt sie selber einen. So lang' hat sie stolz gethan, als sie keinen hat gehabt; da sieht man, es war nur Neid und Aerger." Unwillkürlich ging sie immer so entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob sie gar nicht zu ihm gehöre.

Im oberen Stübchen neben dem Tanzsaale war nur noch ein Tisch frei. Daran setzte sich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem anderen Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte sich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tischen trank man, um sich Muth zu machen, desto mehr, und nicht lange, so begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmste unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erst ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht' wissen, wie sich's im Zehntbach läg'," lachte der Adams-Lieb.

„„Ich sollt' doch meinen, es müßt' sich weich darin liegen,"" sagte einer von einem anderen Tische.

„Und kühl," meinte einer aus einer Ecke heraus.

„„Sonst würd' sich einer nicht hinein legen lassen,"" lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz stand auf. Wie die hohe kräftige Gestalt dastand, war es doch, als hätte sich der alte Respect wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängstliche Erwartung Aller Athem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder wie von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgestanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Muth, aber auf der Heiterethei-Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunkelm Roth. Hinter dem Paare her tönte wiederum

das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Thür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern."

Es war, als schüttelte eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Fritz zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Athem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen zu lauten Ton heraus zu lassen: „Wenn du auch noch hilfst, du sollt'st mich lieber helfen halten."

Die Heiterethei lachte halb zornig, halb geringschätzig: „Sieht nicht aus, als braucht'st du einen, der dich hielt'. Du bist ja der stark' Fritz, mein' ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält Niemand, das sag' ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. „Das ist die Prob'," redete er in Gedanken auf sich ein, „ob du ein anderer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Aenderung nix als ein dummer Jungenstreich gewest, wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das sag' ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiterethei führ'.

Sie soll seh'n, und alle sollen's seh'n, daß der Mann nicht im Wildthun steckt." Dann wandt' er sich so ruhig zur Heiterethei, daß die sich darüber ärgerte. „Wenn du willst geh'n, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit."

„„Ich kann auch allein geh'n; ich fürcht' mich nicht,"" entgegnete sie.

„Brauchst nicht zu spotten," sagte der Fritz. „Ich sag' dir nur, ich hab den Saal da wohl zwanzig Mal geräumt und schäm' mich jetzt deßhalb, und du selber hast mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkst, daß ich's nicht thu', so sag' ich dir doch: so stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirth auf: „Ihr könnt den Burschen drinn'n sagen, sie sollen morgen Abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochtzig, und ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirth ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Einladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: Der Fritz wolle sich wieder beimachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter als zuvor vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wieder herzustellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten

sie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermüthig, aber auch so bitter als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt, nichts thue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockaufschlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie sie mit der Heiterethei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erschien den ganzen Tag in derselben Laune, wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest, wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wieder zu kommen. Morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und seine

Gesellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeschlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Bänke aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig beim Biere — denn auch der Schützenwirth und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andere ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubens-Bekenntniß zum Besten: wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an Anderen Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiterethei war am Schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet, unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren.

Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle.

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war Jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störe. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren schwerbepackt wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der Erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam Keiner dazu, und ein Aelterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Loosen zu bestimmen. Das geschah; nur der Fritz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirthshaus gesehen. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Aerger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal Andrer sich trösten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen; er

ging wieder hinauf, wo man erst gesessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämmtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Verirspiel. Den Karren vermöge kein Einzelner herauszuheben, und sei er der Stärkste.

„Vielleicht," lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugesehen, „ist der Karren so verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen."

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man so eben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals gewesen. Gelang ihr schon mehr als den Anderen, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch Einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was Einem recht ist, das ist dem Andern billig," schrie der Adams-Lieb. „Wir sind Alle ausgelacht worden, das muß sich der Fritz auch lassen gefallen."

„„Ja,““ schrie ein Anderer, „„er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht.““

Der Fritz wehrte sich vergebens, die Kinderpossen mitzumachen, wie er sagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deßhalb wär' ich um nichts besser und um nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle mit einander nicht.“

„„Ja,““ sagte der Adams-Lieb, „„dann hieß' es: Das sind alles Jungen gewest, der Holders-Fritz ist allein Einer.““

Ein Anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der Fritz hat's selber angestellt, damit die Leut' über uns könnten lachen.“

„Soll ich?“ fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm stand.

„„Nein!““ entgegnete die zornig.

„Was Schlimmer's kann nicht werden,“ sagte der Fritz, „als daß sie mich auslachen. Und da kann Keiner mir was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden.“

„„Aber ich kann's nicht leiden,““ erwiderte die Heiterethei noch zorniger. „„Dich sollen sie nicht auslachen.““

„Ja, er hat's selber angestellt! er hat's selber angestellt!“ schrie Alles durch einander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke.

Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl.“

„„Ja, wenn ihr mir so kommt!““ sagte der Fritz; „„laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht.““

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben sah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang herauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: „Ich hab' euch euren Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden.“

Alles setzte sich schweigend vor Aerger, Schaam und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Fritz so laut als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug,“ sagte er; „wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karr'n.“

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röthe auf ihren Wangen.

Als Alles aufgebrochen war und der Fritz sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. „Daß du's schon anfängst?" sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag' ich dir, und gefallen lass' ich mir nix. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht schlaf' ich in meinem Häusle; mach' du, was du willst; ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„„In deinem Häusle kannst du nicht schlafen,"" sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rock-Aufschlägen faßte. „„Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tausendmal gesagt; daß mir's weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deßhalb kannst du immer die Nacht noch bei deinem Fräle bleiben. Da bist du so gut aufgehoben, wie du's in deinem Häusle wär'st. Wenn du's willst, geh'n wir an deinem Häusle vorbei, ich hab' so im Sinn' gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung.

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang

ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Thau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, daß sie mit schweren Flügeln absummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigene Frau von seiner Hausthür hinweg. Hier und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Thau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar, in seine Gedanken versunken, nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich stehen. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das

alte, graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz theilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht ist, in das Geheimniß, dessen Eröffnung einen Andern überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte als die Heiterethei, so geschah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels; es stand mit wagrecht abschneidendem Forst gerad empor, so gerad, als sich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es gestanden. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von roth schimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Hollunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie rang die Hände

und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!“

Erst meinte der Fritz bei sich: „Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß sie heraus!“ Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm selber nahe, und er bereute fast, was er so gut gemeint.

„Aber, Dorle,“ sagte er begütigend, „es ist ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ist's noch gerad' so, wie es gewesen ist. Und der alt' Holunderbusch, der hat nicht ein Aestle eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rothschwänzchen-Nest darauf ist weg.“

„„Nein!““ sagte das Mädchen, „„mein Häusle ist das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt' Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nun hab' ich nix mehr auf der Welt. Nun kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu suchen.““

Der Fritz bewegte die eine Hand schon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' so wirst anseh'n. Aber das ist's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' gethan.

„„Ja,““ sagte die Heiterethei, „„damit du mich recht könnt'st plagen, und ich wüßt' nicht, wohin! Deßhalb hast du's gethan. Du hast's fortgethan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen.““

Der Fritz redete in sich hinein: „Das ist die alt Heiterethei, und du willst ein Mann sein!“ Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirst du doch einsehen, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst' Regen hätt's vollends weggeschwemmt.“

„„Ja,““ sagte die Heiterethei immer zorniger. „„Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewest. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ich's nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm.““

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: „Wenn das Eis geht, da gibt's auch ein Geprassel; hernachen wird's von selber still. Guck', Dorle, hätt' ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt' ich's lassen geh'n. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen seh'n, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen anthun.“

„„Ja,““ sagte die Heiterethei noch zorniger, „„sag',

was du willst; was ich seh', das seh' ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hätt'st mich's nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart' von selber nicht, bis die Leut' sagen: nu kannst du geh'n. Und ich geh' auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst Wunder, was du bist. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen bist. Ich brauch' Keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willst, ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!""

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiterethei spottete aller milden Mittel. „Nun muß es biegen oder brechen. Nu mög' draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jetzund; das ist die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun!" So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' Wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein albern's Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was Rechts, wenn du nur immer was anders willst, als andere Leut'. Armuth ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't, aber sie ist auch nix, womit man größ kann thun, wie du's machst. Aber ein Arm's kann sonst Tugenden haben. Und die sind's hernachen wohl, worauf du so stolz

bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist. Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist noch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kann's auch noch sechsmal so stolz sein, als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat, aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wär'st du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh' geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu versteh'n und was er darin soll sein und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheidt, und die ganz' Welt ist confus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweis't, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's hast, das sind Fieberleut', und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmuth schuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut' sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's selber nicht, wollt' man

sich nach Allen richten. Die Unvernünftigen läßt man geh'n. Denen thut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen Alles zum Trotz will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nix darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsere Sach' so kännten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Besser's anseh'n, er mög' sich geberden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was Recht's, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'st ersticken. Ueber das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber, wenn du doch verständ'st, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'st du nicht darüber spotten, sondern gäb'st dir Müh', daß du eine wirst. Deine Fieberhünd' hab' ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst

Respect haben können vor mir, und ich will Respect haben vor dir; sonst müßt' ich dich nicht lieb haben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du bist. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab' nix dran zu suchen. Du kannst wieder hineinzieh'n. Du kannst machen was du willst. Dir weh thun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirath', will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältniß vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurtheil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt, nicht lesen. Er horchte auf ihren Athem; sie athmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, so viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen.

Deßhalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen Beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem zu Bette gehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Städeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht verwischen.

Draußen aber hoben sich immer noch thauerfrischte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Kater schüttelten noch immer den Thau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu thun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Holunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz schon wach. Es war ja der Trauungs-Tag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem

Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein festlicher Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertelstunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: „Die Schand'! die Schand'!".

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

„Wenn sie nicht unten am Brunnen ist," unterbrach er sie.

„„Ich hab' mir's seit jenem Tag vorgestellt,"" sagte das Fräle, „„wo sie so wunderlich ist worden. Und die ganz' Nacht hab' ich sie hören lachen. Daß das meinem Dichterle muß gescheh'n!""

Der Fritz wurde fast zornig. „Aber sie ist da," behauptete er, „und sollt' sie in jenem Schrank dort stecken." Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon. Das wär' manchen Leuten just recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es ist noch eine Viertelstund' Zeit. Bis dahin ist sie wieder da."

Und so war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe Jemand darin erschien. Und die Heiterethei, denn sie war der Jemand, wär', wer weiß, noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es schwerer, als es zu sagen ist, seinen inneren Jubel zu verbergen. Er gab ihr schweigend die Hand und fühlte die ihre in der seinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden sei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe sie aufgesucht und ihr diesen Dienst geleistet.

„Und wo ist sie denn?" fragte der Fritz. „Ist sie draußen? Fräle hol sie doch herein."

„„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen,"" sagte die Braut scheu, „„da ist sie wieder heim.""

„Und da sagst du," warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, „wir schämen uns deiner, und du bist's, die sich unser schämt. Und wenn wir so wären, wie du meinst, dann hätt'st du auch Ursach' dazu. — —"

So klein der Fritz, seinen Grundsätzen getreu, seine Hochzeit hielt, mehr Aufsehen konnte die „größte" nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Ansehen eines Bienenstocks, der

eben schwärmen will. Die Kirche war so voll, wie nur selten während des Gottesdienstes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel gewesen, geschweige für eins.

Wir schweigen von allem dem und versichern nur, daß vielleicht nie ein schöneres Paar in Luckenbach zusammen in die Kirche gegangen ist.

Die Braut hatte schon oft den Bräutigam angesehen, ja, schon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu sagen, und doch geschwiegen und, wenn der Fritz fragte: „Du willst mir was sagen, Dorle?" die Augen wieder weggewandt und leise geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht."

Als sie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüsterte sie: „„Ich weiß nicht, ob sich's schickt und ob du auch magst; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir.""

„Warum zu mir?" fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. „Du kannst nun eben so gut sagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir

willst, wenn du heim gehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein."

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbusch hat von dem leisen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rothe Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär' es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemde einen Rock angethan, aus den schönsten, rötheſten Pechnelken gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tyroler. „Siehst du," redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankst du mir, und hast mir's übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungeberdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und seine Braut; denen ist's gangen wie dir." — Und auch

an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musik-Orchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Tact dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: „„Ich muß dir's doch sagen, Fritz; ich wollt', ich müßt's nicht sagen und du wüßtest es schon.““

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tausendmal gern," erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick der ihr im Traume so weh gethan. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob Niemand in der Nähe ist, und seinen Augen weichen ihre aus.

„„Ich war ein dumm's Mädle und bin nur immer dummer worden statt gescheidter, und gestern war ich am allerdummsten. Die ganz' Zeit her, seit wir zum letzten Mal haben hier gestanden — aber, guck', es ist auch nix Gering's, daß Alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arm's Mädle, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen.““

Sie schweigt wieder. Die dunkle Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun sag', ob sie röther ist als ich! Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüthe, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiterethei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

„„Ich hab' dir nicht gesagt,““ fuhr die Braut fort, wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab' ich müssen seh'n, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ich's auch nicht hab' besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab' ich's eingesogen, daß das Heira=

then ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn gethan, was ich hab' gekonnt. Drum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erst begriffen, daß du reich warst und ich war arm. Daran hab' ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald gestorben. Ich hab' nun freilich eingeseh'n, daß du viel besser und vernünftiger bist als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hätt'st mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir Alles durch einander erzähl'; gerad so sind immer meine Gedanken unter einander herum gefahren. Die ganzen Nächt' hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröstet und hab' mir eingebild't, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß

ich einen Mann haben sollt', der schwächer wär' denn ich, daß ich keinen Respect haben könnt', und ich hätt' wieder so gern Respect müssen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarr'n heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich geseh'n hab', daß du doch stärker bist als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo du's hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht dumm gewest; schlecht ist das gewest von mir. Ich hab' das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen sagen und hab' doch nicht gekonnt; ich hab' auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb, bis du bös bist geworden und hast mich herunter gemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erst recht geseh'n, wie lieb du mich hast. Und nun hab' ich's erst recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du bist besser als ich, und du hast mich lieber, als ich's verdien', und ich sollt' lieber denken, wie ich gegen dich müßt' sein, als wie's sein könnt', daß du einmal gegen mich wär'st."

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: „Sie ist 'raus, sie ist raus, die alt' Heiterethei!"

„„Aber ich muß dir noch was sagen,"" fuhr sie nach einer Weile zögernd fort.

„Sag's nur, sag's!“ lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiterethei soll drin bleiben!“ “

„„Ja, sagte sie, guck', Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch gewest.““

Und so sprachen sie weiter. Wir übergehen, was sie noch sagte und er noch antwortete. Die Besserung, zu dem Eines dem Anderen verholfen, hat sich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er sie genommen, hat sie gehalten; sie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Ursache mehr gegeben, den Grundsätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat sich abermals überschlagen und steht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rath ist keine Rede mehr; das Holders-Fräle hörte wieder so gut als vorher. Den guten Rath trägt man nicht mehr hin, sondern man holt ihn beim Meister Holder und seiner Meisterin. Ja, er ist nun förmlich zum Rathsherrn gewählt und kann's bis zum Bürgermeister bringen. Die Frau Valtinessin und die übrigen großen Weiber haben Freundschaft mit der Heiterethei geschlossen, denn sie ist nun auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dieses geworden, noch von allen großen Weibern denkt wie früher, so thut sie wenigstens Einer Unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheiden, ihre

Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüth hat sie sich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hause den eigenen Kindern der Heitherethei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, thut sich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den sich Niemand aufrichtiger freut als sie, mehr zu Gute, als die Heiterethei selbst. Sie hat die Redensart: „Und so ist's, und nu ist's fertig!“ an sich genommen, seit die Heiterethei ihr Eigenthumsrecht daran aufgegeben hat, und diese contrastirt wunderlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiterethei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiterethei ist verheirathet, und man hört nichts Uebels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet, den Kirchthurm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Aeltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht theilt.

Die Heiterethei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriedenen Mann anschaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß du mich hast.“ Und das ist nicht ruhmredig gemeint, und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: „Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut.“

Aus dem Regen in die Traufe.

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathhaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigenthümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigenthümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitzthum kleben bleiben, so daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehn, das den

Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen roth malen lassen, sogleich strich der andere die seine grün an. Unter solchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt und wär' es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnt' es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beständig unter Waffen, und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging sehr natürlich zu; sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nah beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beiden sich immer gezeigt. Und hätte man sie auch weiter auseinander stellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Thür' nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erst öffnen

müssen, um den Bauch, der sonst nicht Platz hatte, in den Stall hinaus hängen zu lassen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein als sie war; sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende, Treppe und das Gewinkel darum herum, sich zu lang und breit machte, zusammen nehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnstube oben, und das war nicht übel, besonders für Leute, die wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertstenmale diesen Abend: „wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster, auf ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung bleibt!"

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünsche sie nichts sehnlicher, als daß Jemand irgend einen Dienst von ihr verlange, je schwerer, desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich" zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich, man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thu' es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „wo der Jung nur bleibt!" als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinweggethan oder zurecht zu rücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, eh sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte, sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas

Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon Neun getüt't, und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung, daß er noch draußen ist? und sollt' nunmehr in seinem Bett' liegen, der Nichtsnutz. Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernacher aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' ersetzt ist und ich hab' eine Frau für ihn. Denn Jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie dieselbe wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei Beidem geholfen, sie hatte unwillkührlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „„Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich Regen —

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stund' schon da sein. Du red'st ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für

ihn; aber ich möcht' wissen, was hernacher aus ihm sollt' werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich gethan hab'.

Das Mädchen wurde roth bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nöthig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Anseh'n geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm, im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von Allem, was sie meinte. Sie wurde roth; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugniß ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie that's auch nicht, wenn es über Andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in Allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspitze, die dadurch noch spitziger wurde als vorher, und vor Betrübniß ihre rothblaue Farbe verlor.

„Noch ist nicht dran zu denken," sagte sie dann, die langen knochigen Arme lang und steif und so auf ihre

Knie legend, daß die Ellenbogen fast sich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein Paar ruhige Tag' zu gönnen, eh sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab' müssen thun."

Sie hätte wohl eher sagen sollen „an die Nase." Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin- und Herschieben des Nasenklemmers wie polirt. Man spricht von glänzendem Elend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht blos bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie sagte es noch zwanzigmal und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bette ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung" nach Haus gekommen sei. Die Sannel putzte die Lampe fast aus. Als wollte sie den ganzen Vorrath ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wanderer männlichen Geschlechts die Straße von Reik nach Luckenbach daher kamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den Dreien, und das ist der zweite Grund, den von den Dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem andern Orte besonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes ist, so durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe, und war, trotz seines Barbiertages heut, schon wieder ziemlich stachelig um den Mund. Verlangt man eine gewisse Größe und Stärke der Gestalt von einem Manne, die über das Maaß des kindlichen hinausgeht, so war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen so hart an ihm vorbei, als sie vermochten; und es fanden sich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftsprung über ihn triumphirten. Aber er selbst war das Einzige an ihm, was unter dem Maaße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die Drei waren in eifrigem Gespräche. Sie

waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte sie der Regen in das Reicker Wirthshaus getrieben. Da war ihnen etwas gescheh'n, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja,“ sagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karr'n, den keiner von uns erheben konnte, als wär's Nichts!“

„„Ja,““ hustete der zu seiner linken Seite, eine lange schmächtige Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug. „„Ja, und daß sie thut, als könnt' sie den verbrannten Karr'n nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will.

„Ja,“ sagte der Dritte, eine untersetzte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karr'n noch leichter gewesen.“

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem Andern zurückblieb. „Wenn ich

einmal was anfaſſ', da faſſ' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert."

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätt' er den Karr'n heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich," ſagte er, „wenn ihr nicht ſo ein gut Gemüth hättet, da wär' Reſpekt im Haus."

„Und der iſt," entgegnete der Schneider und ſchlug der Luft ausfordernd in's Geſicht, ob ſie's leugnen wolle. „Reſpekt muß im Hauſe ſein!"

„„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gaſſ'"" ſagte der Schmied.

„Ihr kriegt euern Schlucken," meinte der Schneider faſt mitleidig. „Da darf man euch nichts übel nehmen. Da reibt ihr euch an Gott und der Welt."

Der Schmied ſah den Schneider an, als wollte er ſagen: wenn ich mich an euch reibe, ſo reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „„An eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben,"" ſagte er. „„Das Ding, das über eurer Brücke an der Fenſterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will euch einen guten Rath geben. Seht, daß ihr die Heiterethei freit.""

Der Schneider machte ein Geſicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erſt beſinnen. Da ſind ganz And're, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Thür herauszuſtrecken und es hängt ein

Dutzend daran und mehr.“ Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm Jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehn lassen konnte. Er sah ihre rothen Lippen und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

„Aber ihr seid schon verthan,“ sagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei euch im Haus, die ist rothbäckig, wie ein Honigapfel, und wird auch nicht bitterer sein, mein' ich. Ich verdenk's euch nicht, wenn ihr da hinein beißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif; und ihr braucht gar nicht zu schütteln, ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt ihr sie drinn.“

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Geberde seiner Gestalt ein Bild der Geberde seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis an's Knie.

„So wollt' ich, ihr hättet euern Holzapfel noch nicht,“ sagte er; „meinetwegen könntet ihr das Honigäpfelchen haben, das euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab' sie noch nicht darauf angesehn. Aber ich

muß eine haben, versteht ihr — eine —". Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meine. „So einen Knirps kann ich nicht brauchen."

„„Ja,"" schluckte der Schmied, „„sie ist kaum einen ganzen Kopf länger als ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß ihr nicht einmal aus Versehn einen Strumpf von ihr statt eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesezt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrthum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herum liegen. Aber wahr ist's schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß ihr euch vor eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmüthig und zu furchtsam, so lieb sie euch hat, und auch zu schwach. Drum mein' ich eben, ihr sollt die Heiterethei frei'n. Da wollt' ich eurer Mutter nicht gerathen haben — da brauchtet ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen und zu schrei'n: Respekt muß im Hause sein. Da wär' er drinnen. Es ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.""

„Deßwegen?" sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß, wo. Und mit euerm Verstecken. Ich versteck' mich nicht und

brauch' mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nöthig wär', da bin ich selbst einer, und brauch' keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', thut Niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch Niemand gerathen haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thu's nicht anders. Respekt muß sein im Haus."

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nah, von dem er sprach. Die Andern führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus," sagte der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —"

„„Pst,"" machte der Schneider. „„Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein."

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den

Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal soviel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Athem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leises „Pst" sich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft sie?" flüsterte er. Eben so leis antwortete drinn ein „Ja." Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Oeffnung, die dadurch entstand, wäre für jeden anderen Mann zu klein gewesen; für unsern Schneider war sie weit genug. Er legte sich platt auf die Erde, und kroch so unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erst mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb, und den Kopf furchtsam horchend nach oben wandte. „Es ist Nichts," flüsterte die leise Stimme. Zwei weiche Hände faßten die seinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte seinem Gewicht und schloß die Oeffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm schnell und leise über den Hof bis in die offene Hinterthür des Hauses. Sie trugen ihn mehr, als daß sie ihn führten. Und nun stand er vor seinem Führer. Es konnte ihn vom Fenster Niemand mehr sehen; er richtete sich wieder hoch auf und

sah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entferntesten mehr ähnlich. Die andere Gestalt bückte sich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieser hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere versteckte die Flamme so gut es möglich war; sie schimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Gesicht voll Liebe und Sorge, und machte die runde Hand wie glühend durchsichtig, die sie barg.

„Sie ist schon lang in ihr Bett gangen," sagte das Mädchen leise und eifrig. „Der Diktes hat nur erst elf getüt't gehabt. Und daß sie nach dir hat gefragt, da flecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leisen Schlaf. Um die Zeit ist sie manchmal schon auf und singt und bet't —"

„Und schreit um ihre Erdäpfel, wenn's zuviel regnet, oder wenn's zu lang' trocken ist, um ihren Lein." Der Schneider sagte das, wenn auch immer noch leise, doch weit lauter, als das Mädchen zu sprechen wagte. Sie sah ihn an und ängstete sich, und freute sich zugleich über seine Verwegenheit. Und wie stand er da! Wie aufgerichtet und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel seiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um

ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte sie; sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem „Maas Bier" für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschesten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht seiner Einkleidung! die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen, und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter Allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter Allem.

„Ja, siehst du, Sannel," schloß jede Geschichte, „Respekt muß sein." Dann sagte sie seelenvergnügt: „„Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du bist doch ein Mordbursch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiser, sonst

hört's deine Mutter. Wenn sie käm' und säh', du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch' anzieh'n."" Dann wieder: „„Aber mach', daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so bös, daß du nicht zeitig heim bist kommen."" Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe stehen, und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchthurm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppenstufen waren soviel, erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodenstiege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen" gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit zu hören konnte nicht größer sein; selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes Größe vor seinen eigenen Augen, und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbeseh'n

seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Mordbursch' sei.

„„Aber nu ist's genug für heint,““ sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gesessen, die Lampe im Schoos und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mittheilen mußte.

„Noch Eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du; wenn ich die Heiterethei nähm'?“

Das Mädchen erschrack, daß die Lampe ihr fast im Schoos umfiel. „„Die Heiterethei?““ sagte sie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer so gut zusammen sollt' passen, als ich und sie.“

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort. „Die hat Haar auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhabe-

rei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?"

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sah's nicht.

„„Ja, eine tüchtige Frau gäb' sie schon,"" sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein Aber folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist," sagte er rasch, um das Aber überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wild's an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Guckguck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär'," fuhr der Schneider voll Ueberzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt' zu wild sein für mich. Und wär' sie noch wilder wie sie ist, zieh'n wollt' ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Guckguck hätt'! ich wollt' —"

„„Red' nur nicht so laut, Hannesle,"" bat das Mädchen. „Ich glaub dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringst's, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist's gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist.""

„Ei was meine Mutter!" sagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt' sie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' gerad' aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt', was ich denk'. Siehst du; ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt 'raus käm'. Ich bitt' dich um Gotteswillen, Sannel, sei still! Mach' die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt'."

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Oel in das Gesicht sprizte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wüthendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. „„Sei ruhig Hannesle,"" sagte sie; „„ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Thür auf, und geh' in deine Kammer. Ich sag', ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit — Aber sie kommt gar nicht. Hörst du, sie singt und bet't und red't mit sich. Bleib' nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein.""

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ Und sprach dazwischen jammernd: „Ach meine Erdäpfel! Meine schönen Erdäpfel!“ Und sang: „Und baut auf ihn —“ und jammerte wieder: „Meine schönen Erdäpfel am Erlenweg!“ Singen und Jammern wurde leiser. Bald war Alles wieder still; nur die Kuh unten im Stalle, die der Gesang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, schnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh schien wieder eingeschlafen.

„Das weiß der liebe Gott,“ sagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Muth wie einer. Hundert Soldaten sind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menschen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, so hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die ist doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Ja, wenn ich nicht so verwünscht gutmüthig dabei wär'. Die Gutmüthigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Guckguck hätt'! siehst du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?“

„„Ja,““ sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär' sie noch in der Schule und müßte aufsagen. „„Du

sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort. Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt selig' Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn einer, der sonst ein Mordbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!""

„Ja, wie man auf so etwas kommt," sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt' die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren."

„„Ja,"" sagte die Sannel; „„das ist schon wahr. Du denkst doch Alles aus.""

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht Alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks hat. Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiterethei bringen wollt', denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könnt'st einmal, so wie von ohngefähr; nu du begegnest ihr doch einmal — weißt du?"

„„Ja, ich soll's anbringen?““ sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab und das klang wie ein tiefer Seufzer. „„Nu, wenn's nicht anders ist, Hannesle, ich will schon, aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh' in deine Kammer und schlaf wohl. Ich hätt' dich nicht so lang abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist den Abend schon bös gewest. Ich sag', du bist nach Elfen heim kommen, sag' du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiterethei, so wird sich's ja schicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begeg'n ihr schon.““

Der Schneider war bald eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal so groß als die Mutter. An der Thüre stand ein Hund so groß wie der Mutter Bläſſe im Stall, und schnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein, und freute sich über ihn und sein Glück. Da war Alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie sie sonst liebkosend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute

wieder begegnet war, und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so, wie bis jetzt, wär es fortgegangen; anders dachte sie sich's nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das war's, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heiterethei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Blässe vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Blässe gethan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Thier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen, wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Blässe. „Es war schlecht, sagte sie zu der Kuh; was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Thier.“ Sie klopfte das Thier auf jeden Bug. Die Kuh machte

eine Bewegung und schlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. „Die Heiterethei wird Alles allein wollen machen," sagte sie noch leise vor sich hin. „Wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben! Ach wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben!"

Die Frau Bügel war eine consequente Frau, in Allem, innerlich und äußerlich eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als sie. Aber das Sprichwort sagt: „allzuscharf macht schartig" und „eine gute Krümm' geht Nichts üm." Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung" zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der strengen Zucht sich zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau getheilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greiflustigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Controle möglich! Und wie

viel Wirthshäuser standen wie Mausefallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie Niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geschenkt wurde ihm deßhalb nichts. Daheim bekam er mit Zinsen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto verhaßter wurde ihm dies Daheimsein. Und sie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied behauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe. Der Schneider sei eigentlich ein langer starker Kerl, aber er habe sich in sich selber verkrochen, und könne sich nun nicht mehr aus sich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel schon die Treppe und Bodenstiege heraufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. „Steh' auf, Han-

nesle; deine Mutter singt schon den zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach Elf heimkommen bist. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders hast besonnen; ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht."

„„Nein,"" sagte der Hannes drinn. „„Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett ist's doch gar zu schön. Ist ihre Stimm' zittrig, Sannel?""

„Ja," entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken sitz'st, wenn sie 'rein kommt."

„„Es ist doch nirgends schöner, als im Bett,"" sagte der Schneider drinn und dehnte sich. „„Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?""

„Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen gehabt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege herab und in der Küche. „Er thut's nicht anders," sagte sie traurig vor sich hin, „mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigstens da dürft' bleiben!"

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubenthüre an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drinn: „Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist

in Reik eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein Bißle warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer ist gewesen."

„„Geschieht ihm recht, dem Nichtsnutz,"" entgegnete die Alte. „„Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein.""

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: „wenn sie nur erst im Haus wär', die Heideretheі! Oder wenn so ein Gesangbuchsvers einen ganzen Tag thät' dauern! Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, so lang der Vers dauerte, den sie sang, war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieser vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte sich zu der Sannel, die dem Hannes sich ängsten half.

„So ist er doch da, der Nichtsnutz?" sagte sie, und

nach ihrer sparsamen Weise soviel als möglich in einem Athem. „Ich hab' gemeint, er wird heut' und morgen nicht aus dem Reiker Wirthshaus herauskommen. Denn ein Wirthshaus ist dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflasche, wo noch naß ist innwendig. Da ist leicht 'nein kommen, aber schwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er ist doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geschwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird so einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich in's Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn behalten. Oder sie kriegen ihn bald wieder.

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen der Base nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigstens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit von ihrer Seite, daß sie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Athemzug, so tief und stöhnend, als wüßt' er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm athmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuseloch ihr voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden

Blick. Alles schien sie zu seh'n, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend suchen.

„Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus sein und die gottesfürchtigen Wort' hören, die seine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'. Wo wird er sein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn seine Mutter fragt, das bös' Kind!"

„„Nu, da in eurer Stuben,"" schluchzte der Schneider. „„Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!""

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf seiner Brücken suchen? Prosi't die Mahlzeit! Im Wirthshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maas, Frau Wirthin! Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig mein Wenzel! Und das Eicheldauß sticht. Und o du lieber Augustin! Was? Nicht im Wirthshaus wär' der Jung? Nu, wird er reden der Sapperlot?"

„„Ja, wenn ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überstanden ist. Aber ihr werd't seh'n, ich krieg' die Schwindsucht. Alle Leut' sagen's. Meinetwegen ja, es soll ja das Wirthshaus sein. Und das ist der Eicheiwenzel da.““

„Was? Im Wirthshaus ist er? Und ist er im Wirthshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein Schmolkes Schatzkästlein und meine Schlafhauben? Ist das ein Wirthshaus, Jung?“

„„Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag', das ist nicht Recht. Nu freilich ist das eure Stuben.““

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drinn bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säßt auf deiner Brücken? So erbarm' sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich will's zieh'n, so lang' ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirthshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thüre geöffnet. Der Schneider schoß wie ein Pfeil von seiner

Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um sein erhitztes Gesicht wehte. Er wußte, nun war er sicher. Er sah sich majestätisch um, gab der Luft einen Klaps mit seiner rechten Faust und rief: Respekt muß sein im Haus. Dann ging er mit Löwenschritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leise Stimme aus der Thür' flüsterte: „Sie ist in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannst wieder rauf. Nu ist sie wieder gut."

Die Sannel streichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur stand und wischte mit weichen Händen den Angstschweiß von seiner kalten Stirn'. Sie tröstete ihn, wie nur die Sannel trösten konnte. Sie hätte gern selbst sein Kreuz auf sich genommen. „Und hast du dir's überlegt, Hannesle?" sagte sie dann. „Ich geh' auf's Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft."

„Du gehst in die Erdäpfel," sagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke saß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu und ich komm' bald nach. Das sind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'."

„„Das ist Schicksal, Hannesle; deßwegen gehst

du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schicksal kommen auch von dem, der Essen und Trinken schickt.""

„Ach Gott! Die Bas' am Unterende hat mir immer Hefenklös wollen schicken; die ess' ich so gern'. Dumm's Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geschweig Hefenklös geschickt; ich hab' mir's allemal selber müssen verdienen; nicht das Salz dazu hab' ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab' ich nicht verlangt; wär' nur was Gut's dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklös! Aber die Brüh' muß fett sein. Und Schnitz' und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot gethan. Wer weiß, ist das die letzt' Westen, die ich mach'! Guck', da kommt vielleicht der letzt' Stich 'rein, den ich thu'. Hernach hat's ausgeschicksalt und ich ess' keine Hefenklös mehr auf der Welt."

„„So darf man nicht reden, Hannesle; Die Seel' ist doch mehr wie Hefenklös. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sag's nur der Bas' am Unterend, die wird's schon anbringen bei deiner Mutter und es schickt sich jawohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst,"" fuhr die Sannel fort, „„daß

du's mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild.""

„Was wild!" sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklös kann kochen! Sannel, da ist kein viert Gebot dabei. Sannel, ich sag' dir: du kennst mich. Und Respect muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab'! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht sein. Und ich geh' mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Caro, komm' her! Aport, Caro! Da wirst du zum Fenster 'raus lachen. Ich seh' dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach' nur, Sannele und geh'; ich hab' schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was Alles er eben gethan und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie Alles selber geseh'n.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit

der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte gesagt: sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu strecken, so müßt' es das Ding an der Fensterwand schon lange gethan haben. „Ich bin aber doch nicht still gewesen," sagte die Sannel, „bis sie gesagt hat: und so ist's und nu ist's fertig. Hernachen ist's, als hätt's der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel darauf gemacht. Ich kenn' die Heiterethei." Die Sannel war traurig darüber, aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre, als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

„Schon gestern ist mir's eingefallen," sagte er. „Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft' dicker sein und ihre Händ' und Füß' sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach' am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ', die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn eins so kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfaß', das muß fest sein, Sannel.

Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächstemal, daß sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schooße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Best'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben," sagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich."

„„Derentwegen,"" entgegnete die Sannel, „„brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut Alles, was du mir sagst.""

„Nu gut; aber heut' auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine Andere, wie die Heiterethei. Und nu schlaf' wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da setz' die Lampen fort, damit du dich recht kannst freu'n. Und ich will die Jacken runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuthen können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„„Nu, ich freu' mich ja schon, gewiß, Hannesle,"" sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Han-

nes seine Jacke auszieh'n, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

„Ich mein' gar, du flennst schon vor Freud;" sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: „„Ja freilich."" Sonst hätte sie ihm die Freude verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben; so viel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck," sagte der Schneider, „und das ist eine And're, als die Heiterethei. Die Heiterethei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn Meine erst ein Jahrer Zehn von unsern Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie die Gringelwirths-Valtinessin. Die hat einen andern Kopf als die Heiterethei und da kann man sagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Und Haar' brandschwarz und dick wie Pferdehaar und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiterethei ein Paar Haar' mehr hat, dafür ist ein Haar von Meiner wie sechs Haar von der Heiterethei. Und das spöttisch Wesen und das Dummgethu', davon ist an Meiner nicht so viel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch Alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich."

Es währte lang', eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache" sich gemacht.

Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr als er gedacht.

Die Geschichte war kürzlich die. Schon ein Paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe Jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut', als er sich wieder geworfen fühlte, meint' er: sollt's die Heierethei sein, und sie hat's gereut, daß sie die Sannel abgewiesen hat? Pfiffig, wie er ist, blieb er steh'n, bis wieder ein Steinchen ihn traf und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er seh'n konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursch, der keinem Mädle gegenüber blöd ist, warf sich der Hannes in die Brust und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Athem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes ist nicht dumm. „Wenn dich der Guckguck hätt', die ist's gewest. Und ist sie's gewest, so ist's nicht umsonst gewest." Er strich mit beiden Händen seinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: „Guten Abend, Mädle. Es ist gut, daß deine Stein' nicht sind, wie dein Kopf, sonst hätt'

ich sie besser gespürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr." Er sagt es nicht, aber sein ganzes Wesen verrieth: Er war einer, und was für einer! Da frag' nur einmal die Sannel bei mir. Die weiß, was der Hannes für einer ist.

Das Mädchen sagte: „„Guten Abend."" Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht sprechen und der Hannes sah noch immer nichts von ihr, als die schwarzen Haare und daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle sind, lachte der Hannes in sich hinein und ihm war, als wär' es nirgend schöner als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmählig das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte

nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatt' er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußt' es ein weißer sein.

„„Wer weiß, wer ihn geworfen hat,““ sagte das Mädchen und lachte immer noch, soviel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu seh'n. „„Ich hab' mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist —““ sie sang nicht: weit; wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze „gut Nacht;“ aber als er sich kaum gewendet, fühlte er sich von Neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „„Er geht wohl zu seinem Schatz?““

Der Hannes dachte: warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb steh'n, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„„Ja, ja,““ sagte sie. „„Ich glaub's schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon.““

„Und hast doch an deinen Schatz gedacht?“

„„Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt'

mir nicht daran gefehlt, so wenig, als einer Andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem Andern sag' ich's, nur ihm nicht. Und geh' er zu seinem Schatz; hätt' ich einen da drinn, ich ging auch zu ihm.""

Sie stand auf und wollte in's Haus. Der Schnei= hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug, sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihm auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wie= der setzen. Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Athem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja," sagte er, „wenn ich zugreif', da ist's nicht zum Spaß. Aber du bist keine hiesige. Die hiesigen kenne ich alle; ich hätt' längst eine, wenn ich eine hiesige möcht'. Ja, du möchst wissen, wo mein Schatz daheim ist. Ich hab' dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck und wenn ich nur ganz leis' zugreif', da gibt's blaue Flecken. Und wo bist du denn her?"

„„Von Schackicht,"" sagte sie. „„Aber was geht das ihn an. „„Er hat schon einen Ort, wo er hin denkt.""

„Hätt' dich der Guckguck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz ist eben daher. Und er

hat schwarze Haar und — ja, ich pack dir nicht Alles auf. Aber es ist ein prächtiger, das kannst du glauben. Wenn ich mich nur setzen könnt', ich müßt' Stunden lang bei dir sitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch so viel Platz heraus, daß der Schneider sitzen konnte. Aber sie mußte ihren Arm um ihn schlagen. „„Sonst fällt der Branntwein,"" sagte sie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch was Rechts. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach und von dem Wasserrad der nahen Kippelmühle schimmerte es wie geschmolzenes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten schmiegten sich so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär' eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: „Hannesle, du bist ein Mordbursch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die Beiden, Eins das Andere, aber kein Drittes die Beiden verstehen konnte.

Und als die Zeit des Hausthürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base geh'n; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den Beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen.

„Die Bas' thut, was ich ihr sag'," meinte der Schneider, nachdem er der Sannel Alles erzählt hatte. „Und Hefenklös, hat Meine gesagt — ihre Leut haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen und ich will meine Jacken wieder anzieh'n. Und nu schlaf' wohl, Sannele und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freust."

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andere wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend, so heißt ein Theil von Luckenbach; die Lage desselben hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen, ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei

deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn Nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Wittib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach' benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzutheilen, daß sie ein Mädle geseh'n, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wär' wie ungenöthigt am fremden Tische essen und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nöthigen Gang durch die Gerbergasse gekommen und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu seh'n, so tüchtig, rasch und repermandirlich war das Mädle gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch

nicht ganz so wär', wie sie selbst gewesen; für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen, und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sie sich besehen, ehe man sie handele. Die schwarzen Kühe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten."

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgethan. Sie war so geheimnißvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, errieth, was sie vorhatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schnei-

der, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht, und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der," dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', sie braucht' eine, da könnt' ich den schwarzen Teufel los werden, und müßt' sie nicht fortschicken. Ich hab ihr schon zweimal aufgesagt und sie geht nicht; sie thut, als könnt' sie mich fortschicken, und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach seh'n, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach seh'n, wie sie sie los wird."

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber Eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die errieth, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Thier gelobt, um sie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's thät und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät'."

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch, oder war's ihr zuwider, einen Menschen blos zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimm's von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich: kurzstirnige Küh' sind gern stößig. Aber das ist auch blos Gemeint's."

„Wenn's sonst nix wär'!" sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe herunter ging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich lass' mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist, und recht ärbeten kann; das ist's, was ich will wissen."

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte; Alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

„Der Jung braucht eine, die tüchtige Hörner hat," sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. „Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringst's. Aber der Metzger will erst

seinen Griff thun, eh' er einschlägt. Die Unterender soll mir sie einmal an einem Sonntag zum Kaffee in's Haus schicken. Ich will seh'n, was sie für Zähn' hat. Hernacher kann's schon was werden mit der und dem Jung."

Sie ging sogleich zu der „Unterender." So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach'," und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat," sagte Abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß, und ihr gesagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Mensch so sein Apart's, und ich mach's gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig ist?"

„„Ja,"" sagte der Schneider, „„aber wenn du noch ein Bißle zurücken könnt'st, das wär' mir recht.""

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: „ich halt' dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit

genug, was du willst. Es muß nicht immer geleckt sein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält."

„„Ja, siehste,"" sagte der Schneider, „„wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen geh'n und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit steh'n siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchenthür nicht auflassen, sonst wird sie bös'. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchsvers, wenn du da den Zweiten dazu könntest singen, ich mein' den Baß; da könnt'st du dich beimachen.""

„Das kann keine besser wie ich," meinte die Schwarze, „ich bin in einem Cantorshaus jung geworden."

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte sie dann so schön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr blos erzählte.

„Mit meiner Mutter," sagte der Schneider, „da lass' ich mir Manch's gefallen wegen dem vierten Gebot, aber sonst, da darf mir Niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt', Mädle, ich bin einer. — Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin."

„„Ja,““ sagte das Mädchen, „„du bist ein Mordsbursch. Das weiß ich auch.““

„Nicht wahr?“ lachte der Schneider.

„„Aber wer ist denn die Sannel?““

„Das ist ein kleines Mädle,“ entgegnete der Schneider; „die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer wie so hoch.“ Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. „Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß.“

„Du sollt'st mir kommen,“ dachte das Mädchen. „Er müßt' dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen. Eine Wirthschaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein and'rer Mensch. Und da soll mich Keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern' einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt.“ So dachte die Schwarze; aber sie sagte: „Was du willst, Hannes. Wenn wir's ermachen könnten, müßt'st du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal sehn sollt' auf einem Pferd reiten.“

„„Ja, Mädle,““ sagte der Schneider, „„es ist eigentlich schad' um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist Einer verloren. Nu, frag' nur die Sannel!““

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel

gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne, und allerlei Wäsche darin, und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Heerde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche Sonntags um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beschaffen müssen und sie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; und das that sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probiren, das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem? das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

„Paff' nur auf," sagte er zur Sannel, so oft die Mutter es nicht hören konnte. „Das ist Eine! Die ist unter den Mädlen gerad, was ich unter den Burschen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch'; ich könnt' die Nadel nicht halten,

so süßlich ist mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht still halten; sie fangen von selber an zu hopsen."

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie sah immer nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Thüre, durch die sie hinaus mußte, wenn die Andere einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch gethan. Denn so sehr der Hannes sie über der Anderen vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehen sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt; einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine" mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brodrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie

wüßten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat geseh'n; mit seinen Augen nicht!"

Aber es ist auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge und wär' sie noch so lang zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner," wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: „Herein!"

Das erste, als Hannes Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht," sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei, und verbreitete sich dann über allerlei Gethier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da sind: Brodbacken, Wäschewaschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im Allgemeinen sechsmal, und im Besonderen noch dreimal zu jeder

einzelnen Tasse nöthigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: „ja von guten Leuten ist sie her; das sieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letztenmale leer getrunken, und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel an, überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst: „Das ist doch noch Eine, so eine von den Besten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch so eine find't.“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerndtet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. „Es ist nix,“ sagte sie zu sich. „Es ist doch nix. So eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Tassen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen.“

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch; da war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich an der Arbeit. Das patschte und spritzte und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es wären vier Hände, die das Alles thäten; so schnell folgte von Neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann zu singen: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut.“ Und als nun draußen durch

das Patschen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte, und den „Zweiten“ sang zu der Frau Bügel scharfem Diskant, da ließ sie die Hände am Leibe herabsinken, und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war, und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob du's liegen läßt und herein gehst.“ Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Absicht gewesen, zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe, aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut,“ sagte das Mädchen, und wusch immer dabei, wie die Frau Bügel sich ausdrückte, als sollte sie gehenkt werden. „Aber ich kann so eine Arbeit nicht seh'n; ich muß gleich zugreifen. Es ist recht grob und unschicklich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif'; das ist schon wahr, und Sie wird bös sein über mich.“

Trotz dieses Geständnisses mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigstens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waschen, und die Frau Bügel hätte sie doch lassen sollen, da sie einmal darüber gewesen. Endlich aber, da die Frau

Bügel fast ernsthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell Alles liegen, und gab nach so vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte sie, die Thüre sei nicht richtig eingeklinkt. „Es ist so schlecht, wenn eine Thür aufsteht, und ich kann's gar nicht leiden," sagte sie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An soviel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. „So gar warme und heit're Tag' bringen Regen", meinte sie bei sich. Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rath, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeschlafen."

„Wenn du Lust hast, Mädle, zu mir zu zieh'n, und deine Herrschaft dich läßt geh'n, so kannst du bei mir anzieh'n, wenn du willst. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es soll dein Schaden nicht sein." So sagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da diese gehen

wollte und versichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte sie nur ein Vaterunser länger vom Hause bleiben, als ihr erlaubt sei. „Eine Viertelstund' früher muß ich daheim sein, das thu' ich nicht anders."

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war Alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könne nicht anders heimgehen, denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden, als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum Besten lass' ich mich nicht halten," sagte sie zu sich. „Und komm' ich nur erst dah'rein, und sitz' nur erst fest, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch d'rauf!"

„Nu, rück' ein Bißle zu, Mädle," sagte denselben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhause sitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoos, den Kopf auf den Händen, und das Alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er sein „guten Abend, Mädle" gesagt, da war's gewesen, als bekäme, was unter der Schürze steckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen, oder vor Weinen. „Ich weiß schon," sagte er, „du willst hernach recht geschwind auffahren und mich auslachen, wenn

ich erschreck'. Ja Prost die Mahlzeit; damit mußt du einem Andern kommen. Ich erschreck' nicht und wenn das Rathhaus einfällt: frag' nur die Sannel. Wie du deine Sach' heint hast gemacht! Du bist doch auch ein Mordmädle; aber rück' ein Bißle zu."

„„Ich hab' Platz auf der Bank,"" sagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —" meinte der Schneider.

„„Ich hab' Platz. Was geht mich ein Andrer an. Ich geh' auch Niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Mensch.""

„Wie du bist, Mädle! Und meine Mutter ist ganz närrisch auf dich."

„„Ja, sie kann mich nicht leiden,"" sagte das Mädchen und schluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!" Der Schneider schlug die Hände zusammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder gesungen, wo im alten Gesangbuch steh'n. Auf das neu' hält sie nichts. Es wär' kein' rechte Andacht drinn. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man sich fürchten könnt'. Hernacher hat sie uns erzählt, wie's ist gewesen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen ist, wie im Priesterrock, und anders ist gewest wie andere Leut'; und da war's, als red't sie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht so leicht Eine."

Die Schwarze erhob ihr Gesicht und sagte: „Nein; sie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat sie schon gereut, daß sie gesagt hat, ich soll zu ihr zieh'n. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird sich schon was finden, daß sie mich fort kann schicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin so schon im Gered'. Die Leut' sind wie die Wölf', wo so ein arm Lamm von einem Mädle ist, die Niemanden angehört, und das sich Alles muß lassen gefallen."

Der Schneider erschrack. „Im Gered? Aber mit wem denn, Mädle?"

„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja so ist's. Nu kommst auch du noch. Und weißt's am besten, wer mich in's Gered hat gebracht. Was hast du mich nicht ruhig lassen sitzen nächtens? Ich hab gut gesessen, wie ich hab' gesessen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragst und thust, als wär' ich schlecht, und es wären soviel, daß man sich müßt besinnen, mit wem ich im Gered' könnt' sein."

„Ja, mit mir, Mädle?" fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede sein sollte, und zwar ein so großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute sagten; er fragte das Mädchen darnach.

„Nu," sagte die, „hätt' ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angeseh'n."

„Aber so sag' doch nur," drängte der Schneider. „Wie sagen denn die Leut'?"

„Und willst's auch noch hören, wie du bist?" sagte das Mädchen schluchzend. „Nu daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden', wenn du's nicht gewußt hast, und nun geh'. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum besten laß' ich mich nicht halten, von dir nicht und von Keinem."

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch Keine." So sagte er, und wollte sich krank lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegentheil hieß. „Um mich ist noch keine krank worden. Und sich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine."

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen. „O daß die Sannel da gewesen wär'! Daß die Sannel da gewesen wär'!"

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauer-

ten ihn alle, aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müssen, als er war.

„„Ja die Leut' haben geseh'n, daß du die Abend' her bei mir gesessen hast," sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich laß' keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen Meiner ist, wo Niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten, wie du bist."

„Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden; ich hab' noch keine wollen närrisch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt', und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarspitzen ein Schock, du bist mir recht; du bist wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es gibt ihrer, die noch größer sind und schöner als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd' Deiner und keiner Andern sonsten."

„„Ja und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er soll so gut sein und soll mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es sind noch And're, die mich wollen. Ich hab' Keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered'

komm'. Ich hab' meiner Frau aufgesagt und kann morgen geh'n. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's 'schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal in's Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut', man ist nichts werth gewest."

Der Schneider erschrack von Neuem. „Daß dich der Guckguck hätt', Mädle; was ein Anderer thut, das thu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich schreib's heut' noch, Mädle. Ich hab' erst gestern früh wieder Dinten 'reingethan in mein Dintenfaß; und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'".

„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?" fragte das Mädchen einmal um's and're. „Nu so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich todt gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper, weil er garstig wär'. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch hübscher. Und lang' ist er wie eine Stangen, und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übel nehmen; denn lachst du mich am End' aus, so nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Bursch' in der ganzen Gegend

haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' ist gewesen. Das thun sie, weil sie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehst du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachst du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und laß' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst."

Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hat noch lange auf die Beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat geseh'n, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Dinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert. Die wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob sie sich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie sonst. Hätte sie sich nicht mehr über die Sache gefreut, als sie sich über die Erzählung davon freute; da war sie besser daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten.

Er stürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu schreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, sonst zieht sie nicht zur Mutter,“ sagte er zu der Sannel, die ihm rieth, sich vorzusehen, oder sich doch nur erst zu besinnen. „Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach sitz' ich da und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du bist auch nicht mehr, wie du bist gewesen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir.“

„„Wär' ich nicht mehr so, wie ich gewest bin,““ sagte die Sannel, „„hernachen ließ ich dich geh'n.““ Sie streichelte ihn und sagte: „„Gelt, Hannes, du setzt dich erst her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, ist's nicht mehr oft, daß wir beisammen dasitzen.“

„Möcht' ich wissen, warum?“ entgegnete der Hannes und ließ sich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die sie derweilen hingestellt, wieder auf ihren Schoos.

„„Guck,““ sagte sie, „wenn man das Licht da sieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgeh'n. Ich hab' die Tag' her allerlei solche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es ist gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen sagen, aber einmal muß es doch sein.““

„Ich wollt', du sagst's gleich, was doch muß sein,“ sagte der Hannes. „Wenn eins so erbärmlich anfängt

zu reden, da kann's einem ordentlich angst werden. Sag's doch heraus, was sein muß; du weißt, Sannel, ich erschreck' nicht so leicht. Ich erschreck' nicht, wenn's Rathhaus einfällt; frag' nur die Sannel. Ja so, du bist ja selbsten die Sannel. Aber, Sannel, du könnt'st mir's vielleicht morgen sagen. Und ist's denn so was gar Schrecklich's? Du willst doch nicht gar fort, Sannel?"

„„Ich will nicht fort,"" sagte die Sannel traurig. „„Ich bin in dem Häusle gewest und bei dir, so lang' ich mich kann besinnen, und von selber geh' ich gewiß nicht; da brauchst du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen ist, das kann eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jetzund, wo das lieb' Brod so theuer ist, und das Geld so späng'. Aber deßwegen ist's nicht, daß ich sag', du sollst dir die Sach' mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigener Herr nicht mehr; da ist einem die eigene Seel' wie versiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht solche Eile haben, sonst wär' ihr's früher eingefallen. Guck', wenn die Heiterethei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn' ich, und es ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß

nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt', wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht't. Guck', du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's sag', aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut'. Hannesle, thu', was du willst, nur verschreib' dich der nicht. Und wenn sie den Schackigter Müller heirath't, du kriegst noch immer eine Andere, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich thu' Alles, was die Leut' wollen, und thu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennst du in den Geißgraben, Hannesle."

Der Hannes besann sich nicht gerne. „Wenn man sich über Alles noch lang' wollt' besinnen," sagte er, „da könnt' man vor lauter Besinnen nichts thun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machst, daß ich immer denk', ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn', so nehm' ich sie am End' nicht, und hernach nimmt sie der Schackigter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander'. Und hernachen — was du von ihren Augen sagst, das bild'st du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst, die Deck' da oben,

die soll fort oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich sag', die thut's. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ist's viert' Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang', nu, frag' nur die Sannel. Und nu sag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu."

Das that er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammerthüre und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heirathsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken. Dabei schmollte sie nicht und war in allen andern Dingen so willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hause.

„Wenn man eine hat, die was taugt, da hält man sie fester. Oder man sagt: sie kann morgen geh'n oder übermorgen; ich will mich erst nach einer andern umthun, oder auch: sie soll erst noch das und das im Voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich Alles zeigen. Und

wenn sie die best' ist, so ist's kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob' nehm'."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war aber nicht Alles drinnen, was sie hatte. Das Meiste, sagte sie, und das Beste sei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihn Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch für „einen Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zugut, daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermüthig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte Alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf sich es bei jedem Bissen Brod vor, daß sie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger, und wurde vor

Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that sie alles Mögliche, sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld, und ließ ihren Aerger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angethan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre nnd das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte Alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das Eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

„Aber was hast du nur, Mädle?“ sagte Frau Bügel. „Du siehst die Tag her aus, als hätt'st du immer alle die Zähn' zusammen gebissen, und red'st kaum,

und wenn du red'st, so ist's, als wenn dir der Aerger die Gurgel verschnüren thät'. Hast du den Aerger?"

„Nu freilich," entgegnete die Schwarze. „Meine Leut' daheim, wo ich hingehör', da ist so ein alt' Fegfeuer, die find't kein End' und kein Trumm. Aber zum besten laß ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab' Geduld, wie sie die Hundertst' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm schon finden."

„Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht," sagte Frau Bügel, „und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken."

„„Ja, ich will doch seh'n,"" sagte die Schwarze, „„ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang'. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem sie's zu thun kriegt.""

„Nu, ich sollt' deiner Schwester ihre Schwieger sein," dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt' dir das alt' Fegfeuer anstreichen." Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß sie Niemand zornig sehen konnte, ohne angesteckt zu werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonst zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie hätte sich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr schnell zuwider geworden, vielleicht weil sie im Anfang zu sehr von ihr ein-

genommen gewesen war. Vor der Sannel, die sie kannte, von der sie wußte, die war wie eine verschlossene Truhe, zu der sie den Schlüssel hatte, versteckte sie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falschen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei sich: „wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu ist's zu spät. Nu hat der Hannesle sich der verschrieben, und ist sein eigener Herr gewest, und seine Seel' ist wie versiegelt. Und ich wollt', ich stürb', denn nu ist doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt."

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jedem Tag wurde er verbissener. In der Frau Bügel so gut, wie in der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es bedurfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus, und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehen hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hülfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: „Und wie ist's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah' drei Wochen in dem armseligen Häusle. Und ich bin nicht h'reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich d'ran bin."

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauder an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteint in die Luft.

„Ich will nu wissen," fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten laß' ich mich nicht."

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig." Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herum machen ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und sie sei in ihrem Recht.

„„Das da ist meine Stuben,"" sagte die Frau Bügel, „„und da ist kein Recht drinn, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin *ist*. Da ist ein Recht drinn, daß ich 'nauswerf, was nicht 'rein gehört. Ich hab' mir dein Gesicht lang genug

lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt."

„In der Stuben da hab' ich soviel Recht als ihr," sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vortheils bewußt war. „Und ich frag' nu, wenn das erst' Aufgebot gehalten wird."

Die Frau Bügel verbiß ihre Wuth. So tapfer sie war, vor tollen Menschen fürchtete sie sich. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hülfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Gesichter satt," sagte die Schwarze, und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' so lang vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst' Aufgebot sein, und den Sonntag über drei Wochen ist die Hochzig. Und wenn Niemand anders zum Pfarrer geht, so geh' ich. Ein End' muß sein.

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus

zu werden. Die Schwarze sprach wie eine Tolle, und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. „Der Jung' hat kein gut Gewissen. So ist Alles Betrug gewest. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erst noch dabei."

„„Was hast du gemacht, Jung?"" fragte sie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?" sagte der Schneider voll Angst. „Ich bin doch nu ein Bursch — der von Nachbars ist sechs Jahr jünger und hat gefreit." Der Schneider war ein getheilter Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deßhalb hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„„Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabei sein, wenn er soll frei'n. Das ist meine Sach'. Da hat so ein Jung' sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frei'n. Und so schlecht du bist, Jung', für so ein'n Hackstock bist du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt sich. In meinem Häusle ist Niemand Herr als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen.""

„Gut," sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt

kommen, so lass' ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt' Fegfeuer kann lesen."

„Thu' ihr ihre Brillen her," wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt, und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: „wer so was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr, und hernachen ist seine Seele wie versiegelt." Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: „wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen."

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: „Was so ein Jung' schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung' ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' versprechen, denn ich bin eine Frau, aber so ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen."

„Ei, ich weiß so eins," sagte die Schwarze höhnisch, „wo die Leut wissen, wenn sie 'nein kommen,

aber nicht, wenn sie wieder 'raus kommen. Und das ist im Thurm, und da hat der Büttel den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was schreibt, da muß ein Curator dabei sein. Und nu will ich ein End' und geh' auf der Stell' zum Pastor."

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Gültigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: „Recht so. Und der Jung' kann mitgeh'n. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb', so vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz der!"

Die Schwarze lachte. „Ja so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut' nicht meinen," sagte sie. „Das Häusle kommt von seinem Vater, und das Bißle andere Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's Alles dem Hannes, und nu fragt sich's nicht, ob Sie mich will 'rein lassen. Nu ist's die Frag', ob ich Sie 'rein lass'. Denn in meinem eig'nen Häusle lass' ich mir nicht auf der Nasen tanzen."

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das that sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammen ge-

brochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich so durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

„Ja," sagte die Schwarze und lachte dazu. „Und so ein Schiebkarr'n von einem Häusle war's auch der Müh' werth. Ich hätt' eine Wirthschaft können bekommen, die hundertmal so viel wär werth gewest. Um solch' Armuthei trägt's auch aus, so viel zu reden. Mich hat's sechsmal gereut gehabt. Aber ich hab' einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Aerger nicht werth, den ich hab' einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen; da hab' ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hülflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen sagte er: „ich geh' mit." Und da die Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte ziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, Alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße

gestellt hatte und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein Gutes, wenn der große ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ist's sogar nöthig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versah's Eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Thüre schloß. Die vorige war eben eine Cabinetsregierung, die eine große Scheu vor der Oeffentlichkeit trug, die nunmehrige scheute sich weder vor der Oeffentlichkeit noch sonst vor Etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der

Lehm in den Wänden in Angst gerieth. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, so war ihr die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tisch, wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen, wie der Schnecke ihr Haus und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten, hätt' es auch zerschnitten.

Ein Glück für die Andern war's, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; sie wolle es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihr's anfing. Die Stunden, die sie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wieder herge-

stellt und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung so zu sagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer, als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wär' die Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Muth zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andere Lust dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin?" Andere riefen: „Mach, Hannes! Häng' dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus." Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: „nu, ist das Eine?" Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten, hätt' man das dem „Jung" zugetraut, daß er sich an so eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte und daß er

an seinem Schatze und seinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider ist," lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: „„Und nimmt doch so eine große Frau!""

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich nicht über die Größe seiner Braut gefreut hätte. „„Aber,"" sagte er zur Sannel, „„das viert' Gebot, das hat's auf mich abgeseh'n. Ich möcht' nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' gethan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner sagen thät, die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät, wenn sie's wüßt'.""

„Und das ist auch recht von dir," sagte die Sannel, „deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden. Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut' sagen! Was einmal ist gescheh'n, davon soll man das Best' reden, aber ich wollt' doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht sag'."

Eines Tags, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht auf-

gegangen am Himmel der Wohnstube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht, denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an solche Gestalt gedacht. Es war ein junger Mensch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübsch gewachsen. Etwas phlegmatisch schien er zu sein; er sah sich erst in der Stube um und dann sagte er sehr langsam: „Ihr Diener, Frau Meestern."

Die Frau Bügel erwiederte den Gruß und fragte, „was er wolle."

Eben so langsam wie vorhin sagte der Mensch: „Da unten bin ich einem recht chemüthlichen Mädel bechechnet: die chehört wohl in's Haus?"

Es wird die Sannel gewest sein, dachte die Frau Bügel und sagte: „„'s kann wohl sein. Wenn er wetter nix will, hätt' er sie selber können fragen.""

Unterdeß hatte der Blick des Menschen auf dem Schneider geruht, der, sobald er das gemerkt hatte, sich ein rechtes Anseh'n gab. „Was das für ein Eulenspiegel ist?" dachte der Schneider.

Der junge Mensch hatte wirklich etwas vom Eulenspiegel in seinem Gesicht. Die Hauptsache darin

war ein gewisses phlegmatisches Behagen, darauf ein Schalk zu sitzen schien, aber ein sehr gutmüthiger. Aber vielleicht sahen die blauen Augen nur so schalkhaft aus, weil sie wie aus einem Versteck hervorlugten. Den Versteck bildeten die vollen nur leise gerötheten Backen, die sich beim behaglichen Lächeln in die Höhe schoben. Und dies behagliche Lächeln stand so versprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gastwirth in der weißen Schürze vor seiner Gasthofthüre.

„Eechentlich komm' ich," sagte der Mensch, „als ein Schneidercheselle, der bei den Meestern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn ist."

„Donner!" sagte der Schneider in seinen Gedanken und hüpfte unwillkührlich auf seiner Brücke. „Eine große Frau hab ich, wenn ich noch so einen Gesellen dazu hätt'! das wär' noch anders wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem geh'n, wo ihn hergeschickt hat."

Der Geselle schien nicht gern zu geh'n. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „chemüthliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die

Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Osten der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: „sollte das das chemüthliche Mädchen sein?“ und wandte sich wieder um und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes und er sagte: „Also es ist keine Arbeit für einen Chesellen?“

Der Schwarzen gefiel der Bursche und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

„„Wo ist denn der Gesell daheim?““ fragte sie.

„Eechentlich,“ entgegnete der Gesell, „in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eegentliche Grund: ich söll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Chegend und meint, hier wachsen die besten.“

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, die's versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüth der Schwarzen aber ging ein Gedanken auf. Nach dem guten Anzug

des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen, „damit er die Ruh' nicht nausträgt," und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

„Es cheht noch," sagte der Gesell. „Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg und das Cheschäft cheht auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheschäft führt mein Onkel."

„„Das ist wohl auch ein Reicher?"" fragte die Schwarze.

„Das nich," erwiederte der Gesell. „Er ist arm aber tuchendhaft und da haben wir ihn chewissermaßen als Vater auchenommen."

„„Nu,"" meinte die Schwarze, „„es ist just nicht so nothwendig, daß wir einen Gesellen einstellen, aber weil der Mensch so anständig ist, so kann man's schon machen.""

„Also kann ich kommen," sagte der Gesell und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegma ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spaß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauche er

nicht zu seh'n, denn, was er von seinen Umständen erzählt, war nicht erlogen. Er wär gern dem chemüthlichen Mädchen noch einmal begegnet und ging deßhalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. „Nu," sagte er in der Hausthüre, „was heute nich ist, das ist morgen. Und pressirt bin ich nich."

Die Schwarze aber meinte: „„Das wär' ein And'rer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen; kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheit'st scheint er nicht. Ich probir's. Der dort und das armselig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drinn, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört.""

Der Gesell war eingetreten und hatte besser Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebsten frei'n würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

„Ja," sagte der Gesell, „unser Hauswesen ist chroß chenug und eine große Frau wär' nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag' ich nich. Chemüthlichkeit und Sanftmuth hat den chröſten Reiz für mich."

Von dem Augenblick an war die Schwarze die Chemüthlichkeit und Sanftmuth selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuh'n.

„Siehst du, Sannel," sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren; „das hab ich gewißt. Sie hat's nur übel genommen gehabt, daß die Mutter sie hat erst wollen probiren. Sie hat mir's gesagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr so mit angeseh'n. Denn Respekt muß sein im Haus. Und sie ist mir jetzt noch nicht so recht, wie ich sie will haben. Du sollst dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'."

Und wirklich that er das. Je nachgibiger sich die Schwarze zeigte, desto höher schwoll sein Uebermuth. Zuletzt mußte sie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln auszieh'n. Mit jedem Tag nahm er sich mehr heraus. Und das schien ihr eben recht zu sein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, desto williger schien sie zu werden, desto sanfter und chemüthlicher zeigte sie sich.

Der Schneider war glücklich. „Da sieh'st du, Sannel, was beim Besinnen 'raus wär' kommen. Nu wär'

sie in Schackigt und das viert' Gebot thät' noch immer mit mir machen, was es wollt! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, besinn dich nur nicht drüber."

Die Sannel sagte nichts, aber sie schüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider sah es nicht vor dem großen Hund, an den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Gesell, ein großer Hund! denn aller guten Ding' müssen drei sein, sagte der Schneider."

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, so sanft, dienstwillig und geduldig sie sich zeigte, wich seinen Liebkosungen aus. Besonders vor dem Gesellen. „„Es ist eine Schand'"" sagte sie, „„wenn ein fremder Mensch dabei ist."" Waren sie allein, dann setzte sie ihn wohl auf ihre Kniee und schaukelte ihn wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt sie ihn so weit von sich ab, daß alle seine Versuche, sie zu umfassen, mißlingen mußten; wollte er sie küssen, dann hielt sie ihm lachend das Ohr hin; wollte er sich damit nicht abspeisen lassen, dann wurde sie wohl ärgerlich und sagte: „„Nu lass' mich ungeschoren. Spiel du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menschen nicht thust, als wenn wir Brautleut' wären. Ich schäme mich sonst.""

„In acht Tagen ist unsre Hochzig," sagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß."

„„Damit hat's Zeit,““ meinte dann die Schwarze. „„Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erst im Winter wird, das ist immer noch Zeit genung.““

Mit dem Gesellen war die Schwarze anders. War sie einmal mit ihm allein, dann klagte sie, was sie im Hause dulden müßte. „„Meine Leut' wollen einmal, ich soll den nehmen. Und ich bin so ein dumm Ding, das Alles thut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' thäten's nicht.““

„Chewiß,“ sagte der Gesell, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht.“

„„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer so ein sanft Mädle gewest. Mein Fräle hat oft gesagt: du mußt's einmal gut kriegen, du verdienst's. Aber Wort' sind Wort' und es geht doch, wie's will. Sie seufzte tief.““

Der Gesell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er seufzte mit. „Was noch wird,“ sagte er, „das kann man so chenau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen.“

„„Ja, wenn ich hübsch wär'. Nach der Sanftmuth, da fragen die Männer heut' zu Tag' nicht.““

Der Gesell zuckte dann die Achseln, aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Thorheit der Männer heut zu Tag.

„Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so 'ne Großmutter ist nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat so was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da chewiesen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt."

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, seufzte und wurde so chemüthlich, daß dem Gesellen hätte Angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Delitzsch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatte sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe heraus jagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum Besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen und man hörte ihn nicht auf der Gasse schrein: „Respekt muß sein im

Haus." Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll zu thun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe geseh'n, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: „Na, 's wär doch Schade um den guten Meester, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke ist hoch und da ist's, damit ich zuchreifen kann, wenn er chetorkelt kommt." Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab' ich's nich chesagt? Und gerufen: Aber, Meester, wo liegt er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?"

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie

einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Vertheidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: wenn's der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werd' es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichthum hineinkommen sollte und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen als sonst. Vielleicht war auch, ohne ihr Wissen, Eifersucht im Spiele und machten ihr die Augen, die sonst so geneigt sich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?"

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in Allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eif-

rig: „„Nein, du bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Gutthat bei einem.““

„Nu, du red'st doch auch beinah wie die Leut'," sagte der Schneider. „So daß es klingt, als thätst du was damit meinen, und wollt'st doch nicht sagen, was. Was die Leut' haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang' könnt' halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch' ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt' nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?"

„„Ja, das schon,““ entgegnete die Sannel. „„Aber es hat Eins das lieber und das Ander' das. Und der Gesell ist schon einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gering's. Und wem's um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' steh'n! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen.““

„Wenn ich das wüßt'! Sannel, wenn ich das

wüßt', Sannel, der Gesell thät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wuth ist, hernachen fragt er nach nichts." Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser, und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

„Aber es ist dumm' Zeug. Sie ist die Liebetät selber."

„„Ja,"" sagte die Sannel, „„seit der Gesell da ist, und hat gesagt, er wollt' eine Frau aus unserer Gegend, und es müßt eine sanfte sein. Da ist sie auf einmal sanft geworden. Ach ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Gesell nähm' sie; aber ich denk' nicht, daß er sie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' besser für dich, wenn dich's auch erst ärgern thät'.""

„Mordsappermeut, und daß dich der Guckguck hätt', Sannel, nu wird's schrecklich. Solch eine Geschicht' hat noch nicht im Schackigter Kalender gestanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon ist dabei gewest."

Der Sannel wurde es bange. „„Ach Gott, Hannesle, du hast doch nichts Schlimm's vor?""

„Wenn einer einmal so weit ist," sagte der Schneider, „hernachen hört Alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird, aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklich's. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang',

hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel. Und erschreck' nicht, Sannel, wenn's wird."

Die Sannel that, was sie konnte, ihn zu besänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnstube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider in's Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob sie rufen sollte. Sie lauschte in ihrer Angst am Schlüsselloch, aber sie hörte nichts.

Der Geselle war allein in der Wohnstube gewesen. Er saß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und schwang sich hinauf.

„Nu ist's aus," sagte der Schneider, „nu ist's aus."

Der Gesell griff phlegmatisch in seine Tasche und brachte sein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meister verwundert.

„Das, was aus ist," sagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden."

„„Ja,"" sagte der Gesell, „„der Meester hat seine Pfeife auscherauch. Ich dachte, sie wär' ihm blos auschechangen. Nu, da ist zu helfen.""

„Ja, von wegen," sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme, und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen, aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut. Weiß er das?"

„„Ach, der Meester ist doch nich char eifersüchtig?““ fragte der Gesell. „„Die Müh' braucht der Meester sich nich zu cheben.““

„Ich kann mir so viel Müh' geben, als ich will,“ sagte der Schneider außer sich. Ich bin der Meister, und er ist mein Gesell'. Ich lass' mir nicht vorschreiben, was für eine Müh' ich mir soll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig' meinen Gesell. Und wenn er nicht still ist, so ist mir's nicht zu viel, ich schmeiss' ihn zur Thür da 'naus.“

„„Na,““ sagte der Gesell phlegmatisch; „„ich hätte doch chemeint, das wär' dem Meester zuviel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.““

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet, und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern andeutete, daß deßhalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort.

„„Na, und ich dächte, der Meester hätte mir einen bessern Cheschmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Cheschöpfe sollte bemüh'n. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen in's Chehirn kommen, wo so ein chemüth-

liches Mädchen zuchechen ist. Ich bin weit herumchekommen, aber so hübsch hab' ich noch keine chesehn, wie die Sannel da bei ihm im Hause; das müßt' ein ander Frauchen cheben.""

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heirathbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heirathen konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „„Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für Einen sind doch zu viel.

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Be-

fehl, ihre Sachen zusammen zu packen und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammtpfötchen der Verstellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht," sagte der Schneider, „und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort wie hundert."

„„Ja,"" sagte die Schwarze; „„ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell bleibt da, und ich will seh'n, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nicht will haben.""

„Respekt muß sein im Haus," schrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'raus soll, da kannst du eh'nder geh'n."

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heirathsversprechen steckte. „„Respekt?"" lachte sie; „„wenn du mich nicht thät'st dauern. Du willst mich zieh'n? Weil ich dir die Schuh hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?"".

„Und hast dir doch Müh' gegeben, bis du mich

hast gehabt," sagte der Schneider. „Ja, da hast du anders gered't, du falsche schwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Und du hätt'st's verdient gehabt, ich hätt' dich lassen sitzen und ich wär' so gewest, wie du da hast gemeint. Und nu willst du's mit dem Gesellen machen, wie du's mit mir hast gemacht."

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. „„Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht' ich seh'n, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine And're mit dem Häusle, geschweig' gar ohne. Da nähm' eine hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht sein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mit sammt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm' eine, die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinter drein schrei'n, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut' bleiben stehen und lachen. Und denkst du denn, ich hab' dich für einen Mann angeseh'n? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere als du. Und bild'st dir doch ein, man soll Respekt haben? Die

Katz' möcht' ich seh'n, die Respekt hätt' vor dir, und wär' sie erst sieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen herausthut, da läufst du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du mich geh'n und bist froh, wenn der Gesell mich nimmt, und du wirst mich los. Du sollst seh'n, wie dir's geht, wenn du machst, daß der Gesell was merkt. Bei Tag sollst du auf deiner Brücken schwitzen, und die Nacht steck' ich dich in den Kleiderschrank. Da kannst du die Mäuse verjagen und schreien: Respekt muß sein im Kleiderschrank.""

Damit ging die Schwarze hinaus und schlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als später die Sannel herein kam, um Abschied zu nehmen, fand sie den Schneider vor einem Stuhle knien. Seine Arme lagen auf dem Polster und sein Kopf auf seinen Armen. So hatte er schon lange gelegen. Die Sannel sah an der Bewegung seines Kopfes, daß er schluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkosend sein Gesicht aufheben. Er ließ es nicht geschehen.

„Sei gut, Hannesle," sagte die Sannel wie eine Mutter; „steh' auf und sei gut."

„„Ja, daß du mich auslachst,"" schluchzte der Schneider. „„Die Jungen schreien hinter mir her und die Leut' bleiben steh'n und lachen. Es ist kein Mädle, wo mich mag, mich armen Bursch.""

„Du wirst dir doch nicht so was lassen weiß

machen?“ sagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannst denken, ich lach' dich aus?“

„„Nu, bist du nicht deßwegen kommen?““ schluchzte der Schneider. „„Du bist falscher wie Alle.““

„Ich bin kommen,“ sagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin so lang' in dem Häusle gewesen; es ist mir immer noch, als könnt's nicht sein. Ich hab' nicht daran gedacht, bis jetzt, daß es könnt' sein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's gesagt und du hast's nicht wollen glauben, und nu ist's doch.“

„„Du willst fort, Sannel?““ fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knien vom Boden. „„Du willst fort, Sannel? Du willst fort?““

„Ja, ich muß,“ sagte die Sannel.

„„Ja, nu gehst du fort,““ schluchzte der Schneider; „„es soll auch kein Bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm Keiner; da stoßen sie einen immer tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgeh'n da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm', und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz' falsch' Katz' müßt's auch erschlagen; da wollt' ich lustig sein. Das wär' eine Hochzig, wie ich sie möcht'! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? O ich bin einer — frag'

nur die Sannel. Juhu! Hochzig! Aufgespielt ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!""

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden, und schlug mit den Armen um sich wie besessen.

„Ach Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen?" rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch Ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: „„Nein, Sannele, da müssen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibst, Sannele, oder wenn du geh'st, geh' ich mit. Die schwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir.""

„Nein, Hannesle," sagte das Mädchen; „das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm' Häusle; wenn seine Leut' alle weggeh'n? und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt an's viert' Gebot denken, Hannesle."

„„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug gewest, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'nein geschlagen. Ich hab' müssen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können spielen, wie die Maus mit der Katz'. Wenn

ich der Pabst wär', ich ließ's 'rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?""

„Guck'," sagte das Mädchen; „aber du mußt gescheit sein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei sich behalten. Und der Magdeburger will mich frei'n. Er will heim, und hernach will er wieder kommen und mich holen. Er hat mir's gesagt. Noch den Tag will er zum Pastor und will's bestellen.

Der Schneider brach zusammen. Erst konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach fast das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden saß und in seine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

„Recht,"" sagte der Schneider, „„und da kann er gleich meine Leich' mit bestellen. Das viert' Gebot soll sich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang thürängeln. Geh', Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das ist einer, und ich bin keiner. Das ist ein großer, schöner Mensch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgeseh'n. Nein, sei still, Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk' dir s nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer gesagt, was ich für einer wär' und hab' groß gethan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Bursch'. Ganz da drinn in meinem Herzen hab' ich's wohl ge-

wußt, daß ich nicht so einer bin gewest. Und ich hab' nur so gethan, damit ich's vergessen wollt', daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her gespottet, und ich hab's müssen hören, daß ich nicht bin, wie ein andrer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch gewest, und ein Mensch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel' verlangt nach andern Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn Andere über mich haben gelacht, da haben sie sich geärgert, und da war's, als wär ich schuld daran und hätt's ihnen zum Trotz gethan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul' ist mir's schlecht gangen. Und hernachen; siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin seh'n. Ich bin allemal traurig gewest, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit versteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich geseh'n, und da war's, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie würden's nun erst weiß. Und da ging der Spott wieder vom Frischen an. Da hab' ich's wollen vergessen, daß ich so klein bin gewest, und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', so lang ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht

dran, und hab' gethan, als dächt ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übel genommen, und haben gemeint, sie müssen mich demüthigen, daß ich mir einbilden wollt, ich wär' wie sie. Guck, Sannel, die weichst' Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding' angreift, und so ist mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab doch gethan, als wär' ich was Rechts. Ganz dadrinn nur hat mir's wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab' gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mir's gewest, als wär' er wie die Leut', und hätt' selber seinen Spott an mir, und hätt' mich so gemacht, damit die Leut' über mich sollten spotten. Und da ist mir's nur wohl gewest bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud' die ich gehabt hab' auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du hast an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut' sind.""

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle," sagte sie und legte ihre Hände wie betheuernd auf seine Kniee. Das war nicht nöthig. Die Sannel brauchte Niemand zu versichern, sie meine

es, wie sie rede, der sie hörte und sah. „Aber Hannesle," sagte die Sannel. „Du denkst dir's nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen thät', du wärst mir drum nicht vorkommen wie die Andern, ich müßt's lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber, wie ein Anderer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tausendmal so lieb. Dort, wo er her ist, sind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd und da in dem Häusle bin ich von Kind an gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und bist du klein, so ist mir's eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig', daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist, als die andern Leut'. Und wenn dir's so sehr anthut, wenn ich den Gesellen nehm', so muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle. Siehst du, auf die Leut' darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein

Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. „„Und da heirath' ich doch dich und keine Andere,"" sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigner Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen."

Eins gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heut' oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehen, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.

Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall schmiegten sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauste, das zerbrochene Bodenfenster oben neben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wuth der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchsvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' ist todt" wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen, und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen, und hatte auf der Straße sein: Respekt muß sein im Haus! gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt, und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf

seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Elends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen, Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigenthum, ein Eigenthum, das er nicht verlieren konnte, wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch Niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Elend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm erzeigt, nicht umsonst erzeigt haben wolle. Um solch eine armselige Wirthschaft habe sie sich nicht die viele Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so sei's ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicheren bekommen, oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz Andere geworden, als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel

geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergessen und verkehrt sie Alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergessen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, so oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen, der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer. Der Geselle hatte bei einem andern Meister Arbeit bekommen und hatte gesagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuser, die sie schon für ihr Eigenthum angesehen, keiner Andern. Und als ihr einmal Nachts zugetragen wurde, der Geselle habe geschworen, bis Morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin scholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Muth. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Thüre in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung.

Als die Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: „Dadran bist du Schuld. Verzeih' dir's Gott, du bös Kind. So geht's; es wird Alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist du's schlimmer wie ich. Aber es geschieht dir schon recht."

Der Schneider war so in Verzweifelung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und euch auch", entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' gethan? Ja, ihr habt recht, Mutter, es wird einem Alles vergolten. Guckt, Mutter; da habt ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müssen durchkriechen, und nu müßt ihr selber durchkriechen, so lang ihr seid. Ihr red't davon, wie ich bin gewest; aber wie ihr seid gewest, davon red't ihr nicht. Und wenn ihr anders wärt gewest, da wär' ich auch anders gewest. Nu seht ihr's, wie mir's gewesen ist. Gelt, nu mögt ihr auch nicht in's Haus? Und ihr thätet auf der Stell' einen recht Starken heirathen, daß er euch nur gegen die da drinn hälf', die wild' schwarz' Katz'. Gerad' so ist mir's gangen. Und je ärger ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'nein gemöcht, und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirthshäusern gewest, als daheim bei euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch so. Wenn ich euch in euern alten Tagen so da haußen muß seh'n, steh'n und ihr seid euer warm Bett gewohnt, da stößt mir's das

Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber, ihr thät't mir noch den Wirthshausteufel austreiben und ich riss' euch aus auf die Gass'. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab' auf der Gass' geschrie'n: Respekt muß sein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, so lang' ich leb'."

„Ja," sagte die Frau Bügel; „es kommt einem einmal, wo man in sich muß geh'n. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck', wenn ich auch Unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der da drinn hälf', so sollt's nicht wieder werden, wie's gewest ist. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab' ihn 'nein getrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei 'raus kommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät', die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine bess're sieht die Sonn' nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?"

„„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt."" Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt; denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die Andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die theure Butter fingerdick auf das Brod gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie Nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun Alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen, und daß man sie gern los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich „chewundert; er hatte chemeint,“ so was wie dies Heirathsversprechen müsse umzustoßen sein. Wofür gäbe es sonst Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas Anderes versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehen; vorher theilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran, die Schwarze zu überzeugen, der Geselle habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, hab' er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen. Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun blos deßhalb in Lukenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber sei er in seine Heimath gerufen worden; er müsse morgen aus Leuckenbach; er könne sie nun nicht anders sprechen, als im Hause; und so habe er es doch gewagt, gegen des Meisters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geselle darauf gedrungen, sie müsse noch heute aus dem Hause. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das sanfte Wesen länger geplagt würde von den armseligen Schneidersleuten; die seien nicht werth, einen solchen Diamant nur eine Stunde lang zu besitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit sich zeigte, das Häuschen zu verlassen; so lange sie des Schneiders Versprechen noch besaß, war nichts gewonnen. Der Geselle zeigte sich so eifersüchtig, als es seinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß sie Etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Ehe=

verschreibung gehört, die müsse er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erst das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wisse sie nicht, wo sie es hingebracht. Sie suchte und suchte und fand es nicht. Es sei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Werth darauf gelegt.

Der Geselle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären; er fragte sie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze schmolz zusehends in der Vorstellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünschte Papier fand sich dennoch nicht.

So müsse sie ihm, sagte der Geselle, eine Bescheinigung geben, daß er sicher sei, sie ändere während seiner Abwesenheit nicht ihren Entschluß. Wenn er nun wieder käme, sie abzuholen, und fände sie als des Schneiders Frau! denn dergleichen sei in allen Romanbüchern und Liedern zu lesen; und wenn er sie so fände, dann wäre es sein Tod. Dagegen wolle er sich und was er habe, ihr verschreiben. Und er sagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmuth und Gemüthlichkeit; und als sie des Gesellen Heirathsverschreibung hatte, da fand sich denn endlich auch die Verschreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen sucht; da liegt die „Sachen" mitten da, und man sieht sie nicht. Man

wendet Alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geselle versprach in dem Schein, sie zu heirathen, sobald er wieder hierher zurück käme; und das sollte in längstens vierzehn Tagen geschehen. Nach einem zärtlichen Abschiede ging der Geselle in die Herberge zurück, siegelte da die Verschreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adressirte. Dazu schrieb er nur, das solle sein Hochzeitsgeschenk an die Sannel sein.

Der Schneider, seine Mutter und die Sannel saßen unterdeß im Winkel, und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte, dann machten sie gute Vorsätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorsätze, denen sie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben sind.

Endlich hörten sie die Hinterthüre gehen, und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen sind?" Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gesellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzsch und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!" sagte er,

„und den Sonntig wirft uns der Pastor zum ersteinmal von der Kanzel!“

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum erstenmale wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinaus zurufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke

und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geselle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advocaten, und hier erfuhr sie, daß darauf hin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in dem Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrissenen Papieres, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor, und gabelte den ungebetenen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt

hat. Sie hatte das auch nicht nöthig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerstrahl des innern Glückes seiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinste wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimniß in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Vertheilung. Auch an lebendigem Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Aelteste verspricht, wächst er so fort, wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider ist ein Anderer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die Alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: „Du bist doch ein Mord-

bursch;" jetzt sagt sie: „Du bist ein Mordmann, Hannesle!" Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: „Respekt muß sein im Haus!"

Familien-Abende.

Ein Novellen-Kranz
von
Heinrich Koenig.

Erster Band:

Täuschungen.

Eine historische Novelle.

Preis: 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Verlag von Meidinger Sohn & Cie. in Frankfurt a. M.

Zum Verständniß.

„Laßt uns den Abend zum Vorlesen eines guten Buches benutzen" — hört man oft den Familienvater, der, heimgekehrt an Winterabenden von des Tages Arbeit und ermüdet an Geist und Körper, sich der Erholung eines ruhigen geistigen Genusses hingeben will, zu den Seinen sagen — „laßt durch ein Buch die sommerlichen Mittagsstunden in kühler Laube uns traulich bei der Handarbeit verkürzen" — bringt öfter die Mutter den Töchtern in Vorschlag, und immer findet man die Glieder der gebildeten Familie bereit, diesem Vorschlag zu entsprechen.

Aber was soll man gemeinsam lesen?
Was eignet sich dazu?

Das sind Fragen, die noch niemals ausblieben, und vom Fragen geht es an ein Durchstöbern der Familien-Bibliothek oder man zieht wohl auch den Catolog einer „Leihbibliothek" mit seinen Schauer- und Geisterromanen

zu Rathe, findet aber nur Titel — nichts als schweigende Titel!

Man prüft die geistige Durchschnittssumme der Familie, doch man findet, das, was für die älteren Glieder derselben veraltet, für die Jüngeren vielleicht zu abenteuerlich, was für die Männer wohl genießbar, für den Kreis der Damen nicht zulässig.

Eine richtige Auswahl zu treffen bei einer Lektüre, die Alt und Jung zu gemeinschaftlicher Theilnahme vereinen soll, ist bei den massenhaften Erscheinungen solcher Bücher, die nur darauf ausgehen, leichtfertig zu zerstreuen, immer schwer, und heute, wo die gebildete Welt auch noch andere Ansprüche an ein gutes Buch stellt, als blos „Zerstreuung" verlangt, dürfte es sich wohl als ein Familienbedürfniß geltend machen, für eine Literatur besorgt zu sein, die, indem sie den Zweck des „Vorlesens" streng im Auge behält, sich nach Goethes Bezeichnung zum Ziele setzt, „durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien, die auf uns drücken".

Wir dürfen uns freuen, daß es uns gelang, zu diesem Zweck die schriftstellerische Thätigkeit eines Mannes zu gewinnen, der, wie wohl wenige, durch seine seitherigen Leistungen auf dem Gebiete der erzählenden Poesie ein Liebling der deutschen Familien geworden ist.

Fast wohl keinem, der zu den Gebildeten der deutschen Lesewelt zählt, sind Heinrich Koenig's „ächt deutsche Romane", wie sie Gottschall nennt, fremd. — Aber in jenen ausführlichen Werken galt es dem berühmten Autor dabei hauptsächlich um die objektive Wahrheit und tiefere Bedeutung seiner umfassenden Zeitgemälde; sie eigneten sich nicht immer zu einer gemeinsamen Theilnahme von Jung und Alt. —

Diesem oben näher berührten Bedürfniß soll nun dieser neue „Novellenkranz" Heinrich Koenig's in vollkommener Weise entsprechen.

Die „Familien-Abende" werden nur neue Novellen des beliebten Autors bringen und es wird hierin sittlicher Gehalt, jedoch ohne Pruderie in rein menschlichen Verhält-

nissen, vaterländische Gesinnung, geschmackvoller Vortrag zu dem sich gesellen, was eine poetische Darstellung durch klare anmuthige Sprache, heiteren Humor bei tieferen Lebensblicken, lebhafte Entwickelung und kunstgerechte Abrundung für gebildete Leser so anziehend macht, und neben einer fesselnden Unterhaltung auch eine innere Sammlung und Erhebung zuläßt.

Von Zeit zu Zeit wird ein neues Bändchen gleicher Ausstattung und annähernd gleicher Stärke nachfolgen.

Die vorliegende erste Novelle ist eine historische und spielt in der Zeit der „Clubbisten in Mainz", dieses bedeutendsten Romanes unseres Autors. Wenn ein berühmter Literarhistoriker jenen Roman „ein modernes geschichtliches Epos in großem Styl und interessanter Massenentwicklung" nennt, so führt uns diese neue Novelle in einfachere, stillere, mehr häusliche Kreise jener merkwürdigen Zeit, und entwickelt uns in einem wunderbaren Spiel von Täuschungen die Nichtigkeit eitler Bestrebungen, über welche schließlich die innere Wahrheit des Herzens siegt.

* * *

Wir dürfen hoffen, daß diesem neuen Unternehmen auf dem Gebiete der schönen Literatur, das sich von dem Vorwurf der **alleinigen Speculation** wohl von selbst frei macht, das gebildete Publikum eine gleich warme Theilnahme entgegenbringen wird, wie wir sie schon so oft anzuerkennen hatten.

Frankfurt a. M.

Die Verlagshandlung

Meidinger Sohn & Cie.

In der Verlagshandlung von **Meidinger Sohn & Cie.** erschien ferner:

Seltsame Geschichten,

erzählt von

Heinrich Koenig.

8. satinirt eleg. broch. Preis 1 Rth. 15 Sgr oder 2 fl 42 Xr

Es braucht bei dem neusten Werk eines unserer **anerkanntesten** und **beliebtesten** Romandichter, dessen jüngstes Werk **„König Jerome's Carneval"** eben noch die Lesewelt, besonders aber auch die, der höheren Gesellschaftskreise beschäftigt, keiner besonderen Anpreisung. Die vortreffliche Charakteristik, die Gottschalk in seiner ebenso geistvollen als unpartheilichen Geschichte unserer Nationalliteratur von **H. Koenigs „echt deutschen"** Romanen gibt, trifft auch die vorliegenden Erzählungen, in welchem nur an die Stelle der großen epischen Haltung des historischen Tendenzromans ein heiterer Humor tritt. Der Titel dieses neuen Buches ist bezeichnender, als es vielleicht den Anschein hat: er deutet auf eigenthümliche Lagen des Lebens oder Zustände der Seele, so daß das Bedenkliche sich in's Heitere auflößt.

Der beliebte Dichter gibt uns in diesem Buche 6 verschiedene Erzählungen, denen er als Kern- und Mittelpunkt eine Darstellung des Hof- und Gelehrtenlebens des katholisch gewordenen Landgrafen Friedrich von Hessen in den Jahren 1760 — 1785 beigegeben hat; ein ebenso pikantes als interessantes kleines Gemälde und zugleich von literarhistorischem Interesse.

Alle einzelnen Erzählungen sind zeitbezüglich und von ansprechendem Interesse, alle in heiterer anmuthiger Darstellung von leichtem Humor durchzogen. —

So führt uns **„Ein Mädchenloos"** in den aufgeregten Sommer von 1848 und spiegelt mit echtem Humor die damaligen Erwartungen der deutschen Völker in den Erlebnissen dreier Mädchen ab, die den großen Gewinnst eines gemeinsamen Lotterieloofes zu erheben zur Zeit, wo das Parlament tagt, nach Frankfurt kommen.

Die vorletzte Erzählung **„Die Bekehrten"**, bricht aus den drolligsten Verwickelungen und Verlegenheiten eines verkommenen Genies einen Kern tiefsinniger Ansichten über die jetzigen kirchlichen Bestrebungen, und so werden denn alle, auch die kleineren Erzählungen durch ihren klaren, anmuthigen und geistreiche pikanten Styl die größere Lesewelt anziehen und erfreuen.

---

eine neue Erscheinung und nicht gleich der Mehrzahl belletristischer Produktionen das nämliche, nur anders gewendete und aufgestutzte, alte Kleid. Neu ist das Buch, nicht weil es in diesem Augenblicke erst erschienen ist und auch nicht weil die äußeren Geschehnisse der Handlung eine noch nicht dagewesene Kombination wären. Neu ist das Buch, weil eine ursprüngliche Natur, die allerdings immer eine erste und eine letzte und in ihrer Art nur einmal auf der Welt ist, hier sich ausgerüstet zeigt mit dem künstlerischen Talent, an den Dingen, die sie in Betracht zieht, zur Erscheinung zu kommen, und in diesem Falle ist es für die Originalität, für die echte Neuheit eines Werkes gleichgültig, ob jene Dinge die Geschichte von Adam und Eva oder die Ereignisse des heutigen Tages sind. Ach, so beängstigend, so beklemmend ist ein Gang durch die moderne Belletristik, wie durch einen Wald voll Spottvögeln, Staaren und Papageien, die überaus täuschend, überaus künstlich Stimmen Anderer nachahmen, Stimmen, die man schon oft vernommen hat, wenn man auch nicht immer genau zu unterscheiden weiß, ob sie Diesem oder Jenem ursprünglich angehörten. Wie werden dann die abgehetzten Nerven von dem einfachen Urlaut einer Lerche erfrischt! Sie ist die unmittelbare Natur und darum das Wunder, das ewig neue, das nie zu Ende gefühlte, das dem nachzufühlen und nachzudenken das schönste Besitzthum des Menschen ist. Eine solche Lerche ist eine echte Dichternatur, ein solcher „zwischen Himmel und Erde" schwebender Lerchenton ist die vorliegende Erzählung.

„Wir haben bemerkt, daß wir sie nicht wegen der Neuheit der Kombinationen, der Erfindung als eine neue Erscheinung bezeichnen möchten, allein damit sei nicht gesagt, daß sie nicht auch in dieser Beziehung, die freilich nur eine sehr untergeordnete ist, das Interesse, selbst das banalste, befriedigen würde. Die Erzählung ist mit einem Worte nicht nur Original, sie ist auch originell. Sie behandelt die Schicksale einer Schieferdecker-Familie, also von Menschen, die sich buchstäblich „zwischen Himmel und Erde" bewegen. Es drängt sich von selbst auf, daß ein solch ungewohnter physischer Standpunkt zur Betrachtung der Erde und des Himmels sich auch in den simpelsten Naturen zu einem ungewohnten moralischen Standpunkt ausbilden muß. Was sich in der Höhe im Angesicht der Lebensgefahr begibt, muß einen andern Verlauf nehmen, als auf sicherem, ebenem Boden. Doch ist dieser originelle Umstand hier nicht mit Französischer Geistreichigkeit ausgebeutet, nicht zum Schwerpunkt gemacht, von welchem aus auf absonderliche materielle Effekte losgegangen würde.

„Für das Künstlerauge ist alles Materielle in Raum und Zeit, also körperlicher Stoff sowie Ereigniß, nur Symbol, Symbol des Geistes, den er daran ausdeutet. Zwischen Himmel und Erde wandeln wir Alle, und es ist dies nicht blos unser Schicksal, es ist unser Glück, wenn wir nur nicht vergessen, daß wir auf diesem

Zwischenweg wandeln, berufen, den Himmel in unsere Brust zu ziehen und der Erde gerecht zu werden.

„Die Art nun, wie dieser Gedanke des Werkes zu Gestalten, zu einer Geschichte geworden ist, verräth den dramatischen Dichter, und zwar von seiner lobenswerthesten Seite, durch den Vorzug, daß alles Geschehende sich ausschließlich und folgerecht aus den Charakteren entwickelt. „Der tiefste und geheimste Wille", wie Feuchtersleben sagt, „ist hier die mahnende Sybille, die das Schicksal prophezeit".

„Ein Vater, zwei Söhne, ein schönes Mädchen, das die Gattin des einen der beiden Söhne wird, der sie weniger liebt und weniger verdient, das ist die ganze kleine Welt dieser Erzählung. Von Außen tritt kein Ereigniß hinzu, keine außerordentliche Begebenheit zieht diese Menschen in ihren Kreis und zwingt sie zu handeln. Es geschieht nichts weiter, als daß sich diese Charaktere naturgemäß entwickeln, nach dem Gesetz des Lebens, welches Entwicklung ist. Und auf diesem nur dem reifsten Künstler erschlossenen Wege kommen großartige Wirkungen zu Stande und sie verdanken ihren dramatischen Effekt, ihre hinreißende Gewalt nicht etwa der Kunst des Styls, der Gruppirung und andern technischen Geschicklichkeiten, sie ergeben sich vielmehr, nachdem wir jede Faser im innern System der Charaktere erblickt haben, so natürlich und unausbleiblich, daß der Dichter, um uns damit im Tiefsten zu erschüttern, sie fast nicht mehr darzustellen, gleichsam nur zu verzeichnen hat.

„Es ist gewiß, daß damit eine neue Richtung in der Deutschen Erzählungs-Literatur zur ersten entschiedenen Geltung gekommen ist, nachdem schon Vorläufer verschiedener Art sie nur schwankend und nicht mit ausgesprochener Bestimmtheit angezeigt haben. Das Kennzeichen jener Richtung liegt darin, daß sie wieder den Menschen als die höchste Aufgabe der Kunst betrachtet, nachdem lange allerlei Zustände, Verhältnisse und „Fragen" in das Bereich derselben gezogen worden waren.

„Der Aufgabe zu genügen muß der Schwerpunkt der Erzählung in die psychologische Auseinandersetzung der Charaktere verlegt werden. Und doch würden Witz, Scharfsinn und Wissenschaft allein nur die Karrikatur des Zieles erreichen, einen leichenhaften Eindruck durch anatomisches Zerlegen. Nur der künstlerischen Hand ist es möglich solche Experimente am lebendigen Menschen zu vollbringen, uns die Lebensfunktionen durchsichtig zu machen und das ruhig weiter schlagende Herz zertheilend, im Mikrokosmus des Individuums den Makrokosmus der Welt zu zeigen.

„Das ist dem Verfasser in einem Grade gelungen, zu welchem seine dramatischen Werke, wie meisterhaft sie auch grade in dieser Beziehung sind, doch nur die vorbereitenden Studien gewesen zu sein scheinen. Es ist namentlich Fritz Nettenmair, der Gatte des schönen Mädchens, der das Vorzüglichste repräsentirt, was in psycho-

logischer Charakteristik geleistet werden kann. Fritz gegenüber steht sein Bruder Apolonius, eine von der Pflicht beherrschte und sich selbst beherrschende, fast ideale Natur. Ein Kabinetsstück psychologischer Malerei ist der alte, blinde Vater; mit allen Zügen ausgestattet, die ihn lächerlich machen könnten, erregt er Ehrfurcht; ein einziger verfehlter Strich des Autors — und er würde den entgegengesetzten Eindruck hervorbringen. In der Hoheit des Frauenthums erscheint die Gattin und Schwägerin.

„Man darf das Buch in die Kategorie der realistischen Dichtung stellen, die in neuerer Zeit eine vielversprechende Pflege gefunden hat. Allein auch in diesem Punkt bietet die Erzählung etwas Neues, sie lehnt sich an die Arbeit des Handwerkers, sie klettert an der Leiter des Dachdeckers empor. Dabei verschmäht sie es nicht, die Einzelheiten des Motives mit Sachkenntniß aber auch aus innerer Nothwendigkeit in den Gang der Handlung zu verweben. Goethe hat hierin ein Beispiel gegeben, das bisher wenig in Deutschland befolgt worden ist, wo der Roman sich so sehr von der Wirklichkeit abgewendet hat, daß selbst das Heben einer Last, das Führen eines Bootes u. dgl. m. nicht werth erachtet wurde, der Realität abgelauscht zu werden und nicht selten ganz unnatürlich dargestellt wurde. Erst auf Grundlage der genauen Kenntniß des Realen kann ein deskriptives Talent sich entfalten. Es entfaltet sich denn auch hier in überraschender Art. Die Beschreibung des brennenden Thurmes und des vorhergegangenen Gewitters im Winter kann in dieser Hinsicht als musterhaft bezeichnet werden.

„Zwischen Himmel und Erde“ ist ein Gewinn der Deutschen Literatur wie es Kleist's „Michel Kohlhaas“ ist, und Niemand, der die Theilnahme an der Literatur für ein unentbehrliches Moment seiner Bildung hält, wird das Werk ungelesen lassen können.“

Die Verlagshandlung:
Meidinger Sohn & Cie.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Otto Ludwig's
Dramatische Werke.

Erster Band:

Der Erbförster. Trauerspiel in 5 Akten.

Zweiter Band:

Die Makkabäer. Trauerspiel in 5 Akten.

Preis à Band 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Leipzig, J. J. Weber.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.